

Vergißeinnicht 1933

2 (1933)



Vergißmeinnicht

Ausrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 2

Februar 1933

51. Jahrgang

X

Inhalt des Februarheftes:

Zum Fest Mariä Lichtmeß, liturg. Antiphon 33 Ein Missionstag in Schlesien . . 34 Cebituane. Von P. Franz Schimke . 39 Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten 44 Erlebnisse im Missionslande . . 46	Kommunismus unter den Eingeborenen. Von P. B. Huß RMM. 49 Über die Steuer bei den Eingeborenen. Von P. B. Huß RMM. 51 Schlangengeschichten. Von P. Otto Heberling RMM. 52 Menschen Himmels und der Erde. Von Anna Rahjer 58
---	--

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Estl., Italien:
 Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
 Postcheckkonto Nürnberg 194
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
 Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postcheckkonto Köln 1 632
 für Schellen und Norddeutschland:
 Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
 Postcheckkonto Breslau 15 625
 für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugos., Rumänien:
 Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
 für Schweiz und Pfortenstein:
 Mariannhiller Mission Altdorf (Gl. Uri)
 Postcheckkonto Luzern VII 187

Preisverzeichnis für das Jahr 1933:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Estl.	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Beachtenswerte Tage im Monat Februar

Am 1. Aufopferung der hl. Kommunion aller Ordensangehörigen für die lebenden und verstorbenen Wohltäter der Mariannhiller Kongregation; vom 1.—9. wird in allen Häusern der Mariannhiller Missionare eine neun-tägige Andacht für alle Wohltäter und Abonnenten gehalten; am 25. Aufopferung der hl. Kommunion zu Ehren des göttlichen Kindes um Erweckung guter Ordensberufe. Täglich werden drei „Vaterunser“ und „Gegrüßet seist du . . .“ zu Ehren der hl. Mutter Anna für die Anliegen der Wohltäter der Kongregation gebetet und eine hl. Messe in unseren Missionshäusern gelesen für die lebenden und eine für die verst. Wohltäter.

Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission von hervorragender Bedeutung! Darum opferfreudiger, für Christus u. seine Kirche begeisterter Jüngling, reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel u. werde Missionsbruder! Anmeldungen an: H. H. P. Rektor, St. Joseph, Reimlingen, Bay. oder H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul, P. Walbeck, Rhld.

Aus Welt und Kirche

Verein für Gregorianischen Kirchengesang in Mariannhill. In Mariannhill wurde ein Verein zur Pflege des gregorianischen Kirchengesanges ins Leben gerufen. Der Verein ist für Eingeborene. Sein Gründer und Vorstand ist der ideale und ausgezeichnete Missionsarzt Dr. Mc Murtrie von Mariannhill. Die Mitglieder des Vereins sind meistens Kandidaten aus dem Lehrerseminar von Mariannhill. Es sind aber auch schon einige Mitglieder von den andern Schulen von Mariannhill dabei. Dr. Mc Murtrie will aufzeigen, daß sogar die Eingeborenen Afrikas die Wünsche des Hl. Vaters in bezug auf Kirchengesang ausführen und in die Tat umsetzen können, und gemäß der apostolischen Constitution *Piui cultus sanctitatem* aktiv an der Liturgie, an den Gebeten und Gesängen der Kirche teilnehmen wollen. Die Vereinigung singt jeden Sonntag in der Krankenhauskapelle die Vesper. Oft singen die Kunstjünger auch ein Hochamt und besuchen auf Einladungen hin auch andere Kirchen und singen dort Hochamt und Vesper. Bei ganz feierlichen Anlässen tragen alle, sowohl der Chorleiter als der Chor selbst, die Kleidung der Chornaben.

Bis vor kurzem besaß der Verein aber keine eigene Chornabenkleidung. Alle Ministranten-Röschchen waren gelben. Auf seine Bitt- und Bettelbriefe hin, erhielt der eifrige Vorstand der Vereinigung schließlich einige Ministranten-Röschchen. Leider sind es viel zu wenig, denn die Vereinigung zählt schon mehr als 30 Mitglieder. Dabei sind schon völlig ausgewachsene Lehrer, aber auch noch Knaben von 11–12 Jahren. Wer der schönen Vereinigung entsprechend große Ministranten-Röschchen schenken will, möge die Gabe an den Direktor der Vereinigung senden. Seine Adresse lautet: Dr. R. F. Mc Murtrie, Mariannhill, Natal, South Africa. Alles wird dankbar angenommen. Vorgezogen werden natürlich solche kirchliche Kleidungsstücke, wie sie von Dom Roulin, O.S.B. in seinem berühmten Buch „*Vestiments and Vesture*“ empfohlen werden. Dr. Mc Murtrie wird jede Sendung bestätigen und allen Spendern seinen persönlichen sowie der ganzen Vereinigung Dank aussprechen. P. O. S.

Geheime Bischofsweisen in Rußland. Wie zur Zeit der Christenverfolgungen! Die Geschichte wiederholt sich des öfteren. Das zeigen wieder die letzten Nachrichten über die Verfolgungen der Katholiken in Rußland. Die kommunistische

Regierung unterdrückt die Katholiken mit Gewalt; sie hat einen großen Teil der Priester und Bischöfe getötet und andere in die Verbannung geschickt. Trotzdem ist die katholische Religion in Rußland nicht ausgestorben. Nur darf sie nicht öffentlich sich zeigen. Die Priester, Bischöfe und die Gläubigen in Rußland halten den Gottesdienst heimlich, wie einst die ersten Christen in den Katakomben Gottesdienst gehalten haben. Kürzlich hat der Papst den Vorsitzenden der Kommission für die russische Kirche, den Bischof D'Herbigny empfangen, der über die russischen Verhältnisse berichtete. Derselbe war viermal heimlich in Verkleidung in Rußland, wo die russischen Katholiken Sorge trugen, daß er nicht entdeckt und dem Gericht überliefert wurde. Er hat dabei als Ersatz für die getöteten und vertriebenen Bischöfe eine Anzahl von neuen Bischöfen geweiht. Die Namen derselben sind nur dem Papst selbst bekannt, damit nicht die russische Regierung sie durch Verrat erfährt. Es ist ein erhebendes Bewußtsein für uns Katholiken, daß auch heute noch die Kirche die Verfolgungen besteht und nicht ausgerottet werden kann. Eine tiefe Beschämung aber liegt für uns deutsche Katholiken darin, daß es auch in Deutschland Millionen Menschen gibt, die für die russischen Kommunisten begeistert sind und ihr Beispiel nachahmen möchten. Wehe uns, wenn sie die Macht bekommen.

Kreuzschändung — straffrei. Der Gerichtshof von Jurat (Spanien) sprach die Angeklagten Anya und Hidalgo, gegen welche der Staatsanwalt wegen gotteslästerlicher Zerstörung von vom Volke in Ehren gehaltenen fünf Kreuzen zwei Jahre Gefängnis und 250 Pesetas Buße beantragt hatte, vollständig frei.

Der nächste Eucharistische Kongreß. Zu Paris tagte unter Bischof Heylen von Namur das ständige Komitee der internationalen Eucharistischen Kongresse. Man besprach u. a. den kommenden Kongreß, der zu Buenos Aires vom 10. bis 14. Oktober 1934 stattfindet. Zu den Einzelheiten dieser Tagung gehört eine Generalkommunion der Kinder mit 50000 Teilnehmern; eine Marienwallfahrt zum National-Wallfahrtsort No sa Señora de Lujan; sowie die Schlußprozession, die die Stadt umkreisend einen Weg von viereinhalb Kilometern einnehmen dürfte.

Vom Wachstum der katholischen Kirche Indiens. Von 1921–31 wuchs die katholische Bevölkerung Indiens, ein-

schließlich Birma und Szechon auf 3 682 133; d. i. um 667 000 oder um 24 Prozent; in der gleichen Zeit wuchs die Bevölkerungsziffer um 10 Prozent.

Interessant ist ein Vergleich der Zahlen von 1911 und 1931. Es gab im Jahre 1911 2 614 246 Katholiken; 1931: 3 682 133; Priester gab es vor 20 Jahren 2 892; jetzt 3 762; Ordensmänner 740; jetzt 820; Ordensfrauen 3 615; jetzt 7 525. Kirchen mit eigenem Geistlichen: 1 310; jetzt 1 740; große und kleine Seminarien: 26; jetzt 50; Normalschulen 29; jetzt 47; Elementar- und höhere Schulen: 3 752; jetzt 5 158; Waisenhäuser: 232; jetzt 377.

Ein neues deutsches Bistum? Aber die Errichtung eines neuen Konstanzer Bistums werden gegenwärtig Erwägungen angestellt. Die Erzdiözese Freiburg ist zu umfangreich geworden, sodaß man aus innerkirchlichen Gründen eine Teilung für angebracht hält. Das vielleicht neu zu schaffende Bistum Konstanz würde nur deutsche, nicht aber schweizerische Gebietsteile umfassen. Irgendwelche greifbaren Entschlüsse sind vorerst in dieser Angelegenheit noch nicht gefaßt.

Amerika. Der Bischof von Albany und der kirchliche Gerichtshof, den er zur Behandlung des Seligsprechungsprozesses der Katharina Sekawitha, der „Lilie der Mohawaks“, einberufen hatte, wurde an deren Grabe bei Gaughnawaga am St. Lorenzstrom von 2200 katholischen Rothäuten begrüßt. Der Stammeshäuptling hatte den Tag zum allgemeinen Feiertag erklärt. Katharina ist 1656 geboren, wurde mit 20 Jahren getauft und starb nach zahlreichen Beweisen von sittlichem Heroismus 1684. In den Vereinigten Staaten wurde den Unterrichtsanstalten, die nicht privaten Erwerbszwecken dienen, Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten die Entrichtung der Elektrizitätssteuer nachgesehen. — Durch ständige Arbeit der Freimaurer dauert die Verfolgung der Kirche in Mexiko immer noch fort. Die Kirche der Schismatiker der Hauptstadt wurde für den öffentlichen Gottesdienst geschlossen. Dies ist als Gegenschlag für die dem Präsidenten verjagte Führerschaft in der schismatischen Kirche zu betrachten.

Radio und religiöser Gedanke. Der Osservatore Romano berichtet, daß ein amerikanischer katholischer Geistlicher, namens Coughlin, einen Vertrag geschlossen hat, der ihm die Summe von etwa 172 800 Pfund Sterling kostet, um sich zwecks Verbreitung einer Serie von 27 sonntäglichen religiösen Vorträgen der Radiostationen und Telephonleitungen der Vereinigten Staaten bedienen

zu können. Er wird an 27 Sonntagen von einer Funkstation aus sprechen. Rev. Coughlin ist Pfarrer der Kirche der hl. Theresia vom Kinde Jesu bei Detroit und ist in ganz Nordamerika durch seine Radio-Vorträge bekannt. Jede Stunde am Radio kostet ihm etwa 6400 Pfund. Im vorigen Jahre hat der Geistliche durch dieselben Funkstationen gleichfalls 27 Reden verbreitet. Man hat ihn nachher um Aberlassung von 2 500 000 hektographierten Exemplaren seiner religiösen Ansprachen ersucht. 118 Personen sowie 63 Stenotypistinnen waren nötig, um seine Korrespondenz zu bewältigen. Die Kosten, die er für diese Art und Weise, mit dem Publikum in Verbindung zu treten, aufwenden muß, werden durch die ihm zufließenden Spenden und Stiftungen gedeckt.

Der Weltklerus in Zahlen. Dom Maternus Epiz OSB., der bekannte katholische Statistiker, teilt dem „Universe“ mit, daß es heute insgesamt 321 000 katholische Priester gibt, von denen 257 000 Weltgeistliche und 64 000 Ordensgeistliche sind. Sie verteilen sich auf die verschiedenen Erdteile wie folgt: Amerika 51 500, Europa 252 000, Afrika 4 800, Asien 10 500, Australien 2 200. Wenn man in Betracht zieht, daß die Gesamtzahl der katholischen Priester vor 30 Jahren nur 235 000 betrug, so zeigen einem die oben erwähnten Zahlen sogleich den erstaunlichen Fortschritt, der um die Jahrhundertwende erzielt worden ist. Andererseits vermitteln einem diese Zahlen aber auch einen Begriff von den riesigen noch auszufüllenden Lücken, wenn man sich die Bevölkerungsziffer und den Flächeninhalt der verschiedenen Erdteile vor Augen stellt.

Die Jugend der Katholischen Aktion beim Papst. Von dem blühenden Stande der Jugendverbände der italienischen Katholischen Aktion legte ein beredtes Zeugnis die Pilgersfahrt einer großen Abordnung dieser Vereine nach Rom ab. Am Sonntag las der Kardinalstaatssekretär Pacelli für die Jungmänner der Katholischen Aktion in St. Peter am Altar der Kathedra eine Messe und hielt dabei selbst eine tief zu Herzen gehende Predigt. Den Höhepunkt der Pilgersfahrt bildete eine Papstaudienz in dem größten Saale des Vatikans, der Benediktions-Aula, zu der sich mehrere Kardinäle und Bischöfe eingefunden hatten. Die Oberhirten hatten dem Heiligen Vater sehr erfreuliche Statistiken über den Stand der katholischen Jugendbewegung überreicht, aus denen hervorging, daß vom September 1929 bis zum September 1932 aus der Katholischen Aktion Ita-

Vergißmich



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 2

Februar 1933

51. Jahrgang

Zum Fest Mariä Lichtmeß

Ave Regina caelorum

liturgische Antiphon von Lichtmeß bis Gründonnerstag
11. Jahrhundert

Gruß dir, o Himmelskönigin,
Gruß dir, der Engel Herrscherin!
Heil Wurzel dir! Heil dir, o Tor!
Aus euch der Welt Licht ging hervor!
Drum jauchze, Jungfrau, glorienreich
An Schönheit ist dir niemand gleich.
Mein Gruß dir, herrlich wohlgestalte
Und Christum bittend für uns walte.

(nach d. latein. Text von P. D.)



Ein Missionstag in Schlesien

Von P. Bruno RMM.

In Oberschlesien habe ich schon so viel warmes Missions-Interesse gefunden, daß ich die Verpflichtung des Dankes schon wiederholt drückend empfand.

Nach 26 jähriger Missionstätigkeit im dunklen Erdteil Afrika bin ich nun in Breslau, Sternstraße 52, als Sekretär des Päpstlichen Werkes für Glaubensverbreitung (Franziskus-Xaverius-Missionsverein) für die Diözesen des Ostens und gleichzeitig als Rektor der Mariannhiller Mission. Dorthin gelangte die freundliche Einladung des Herrn Erzpriesters Peschka aus Hindenburg, um am Herz Jesu-Festsonntag, den 5. Juni 1932, in seiner St. Anna-Pfarrgemeinde einen Missionstag zu halten. Gerne kam ich dieser Einladung nach und hoch erfreut ging es nach dem lieben katholischen Oberschlesien, dessen frommgläubiges Volk mit den immer vollen Kirchen, den Ausdruck wahren katholischen Glaubensgeistes, trotz der vielen schweren Kämpfe sich erhalten hat. Wohl wenige Länder haben solche Belastungsproben für Religion und Nation aushalten müssen als das oberschlesische. Die Glaubensbegeisterung, das treue zähe Festhalten am Glauben, erinnert mich an das Volk der Irländer, dessen Geschichte so viele Ähnlichkeit hat mit der Oberschlesiens, die zeigt, wie das Volk ihrer Religion wegen hart kämpfen und ringen mußte gegen Unterdrückungen und Ungerechtigkeit, welche ihm durch Jahrhunderte widerfuhren und trotzdem sich nicht beugen ließ; es erinnert mich an katholische englische Gemeinden, die entweder bei der Reformation durch Henry VIII. dem Glauben unter schwersten Opfern treu blieben oder ihn unter den größten Opfern wieder zurück eroberlen; es erinnert mich an Gemeinden von Neuchristen, die heroische Opfer des Glaubens wegen bringen und Blut und Leben einsetzen, wenn es um den Glauben geht. Ja, oberschlesisches Volk, wie die bis heute noch nicht mürbe gewordenen und unbefiegten Irländer, wie jene treuen englischen Gemeinden, wie jene Neuchristen in Missionsländern, die trotz aller Verfolgungen fest und treu am Glauben halten, so stehe auch du ferner zu deinem Glauben, deinen Führern und lasse dich nicht von der rechten Bahn abbringen, weder durch offene Angriffe noch durch Maulwurfsarbeit, mögen sie aus dem roten oder braunen Lager kommen. Einmal muß doch Wahrheit und Gerechtigkeit über Lüge und Ungerechtigkeit siegen.

In Hindenburg am Hauptbahnhof wurde ich erwartet und merkte bereits auf dem Wege zur Pfarrei von St. Anna, daß die große über 20 000 Seelen zählende Pfarrgemeinde im Zeichen des Missionstages stand. In vielen Geschäftsläden waren hierfür Anschläge mit dem Missionsprogramm ausgehängt. Erzpriester Peschka, der nicht viele Umschweife kennt, nahm mich sofort in sein Arbeitszimmer und entwickelte mir da bald das Arbeitsprogramm, das zu lösen durch die geschäftliche Gewandtheit und gründliche Vorbereitung des Erzpriesters für mich leicht wurde. — Ich nahm sodann Gelegenheit mir das Pfarrhaus, das der Herr Erzpriester selbst erbaute, anzuschauen. Die Arbeits-, Wohn- und Besuchszimmer, die Zimmer der beiden Kapläne, sind praktisch und geschmackvoll, inventarisch sehr nett und gemütlich ein-

gerichtet. Feinliche Reinlichkeit und Ordnung fällt einem im ganzen Hause wohlthuend ins Auge.

Aus dem freundlichen Pfarrhause heraustretend, schaute mein Auge den gewaltigen Bau in geschmackvollem romanischen Barock: die St.



Dom Bonaventura II., der jetzige Abt von Maria Stern

Anna-Kirche. Die Inneneinrichtung der Kirche ist durchweg stilgerecht, eines Gottesstempels würdig, zur Andacht zwingend. 7600 Menschen faßt die Kirche.

Unterhalb der Kirche, von ihr getrennt durch einen großen Jugendspielfeld, erhebt sich das St. Anna-Jugendhaus; auch das ist ein Werk des Herrn Erzprieesters. Man möchte dem Hause, diesem einfachen

viereckigen, einstöckigen Gebäude nicht ansehen, was da alles drinsteckt. Eine geräumige Vorhalle, von der links und rechts Stiegen in den ersten Stock führen, (darunter sind sehr geschickt Garderoben angebracht) nimmt uns auf. Zu beiden Seiten des vor uns liegenden Ganges sind links die Jugend- und Volksbibliothek und das Lesezimmer, rechts ein Vorstands- und Führerzimmer. Die Fortsetzung des Ganges bilden zwei Säle: Konferenz- und Jugendsaal I für 120 Personen, der eine Saal mit Kleinbühne hergerichtet und auch als Zimmer für Proben, Kurse und Sitzungen zu gebrauchen. Den ganzen ersten Stock nimmt der große, geschmackvoll und mit moderner Beleuchtung ausgestattete Festsaal bis 1000 Personen fassend, mit Baukastenbühne (samt drei Garderoberräumen) ein. Im tiefer gelegenen rückwärtigen Teil des Hauses sind außer der Wohnung des Hausverwalters noch zwei größere Versammlungssäle und einige kleinere Konferenzzimmer untergebracht. Das ganze Haus ist so eingeteilt, daß das Erdgeschoß den männlichen, das Hochpaterrre den weiblichen Jungvereinen und anderen Pfarrvereinen vorbehalten ist. Alle Zimmer und Geschoße sind durch Türen und Stiegenaufgänge verbunden, doch so, daß die Räume der männlichen und weiblichen Vereine durch entsprechende Türverschlüsse immer voneinander abgesperrt sind. Hier hat wieder der Erzpriester bewiesen, daß er auf dem Gebiete der zweckmäßigen Bauart hervorragende Kenntnisse besitzt. Es fehlt in diesem schönen Raume nichts, was zu einem groß angelegten Jugend- und Vereinshaus gehört. Der Bau entstand in den 1926/27er Jahren, also in einer schweren Zeit, in der die Geldmittel schon sehr knapp zu werden anfangen. Dies Jugendhaus steht nicht nur den Jugendvereinen der St. Anna-Pfarrei, sondern auch allen katholischen Vereinen für den regelmäßigen Vereinsbetrieb, wie auch dem städtischen Jugendpflegeamt für Kurse, Sitzungen und Veranstaltungen zur Verfügung. Hier werden also z. B. Lautenurse, Singstunden, Handarbeitskurse, Kurse für Basteln, Volkstänze und alle möglichen Dinge vom städtischen Jugendpfleger und Pflegerin durch eigens bestellte Leiter veranstaltet, an denen neben den Vertretern der katholischen Jugend, ebenso die evangelischen und andere Jugendfreise usw. teilnehmen. 19 eigene Jugendvereine hat die Seelsorge von St. Anna zu betreuen. 59 katholische Jugendvereine haben alle Pfarreien Hindenburgs zusammen, die der Erzpriester Peschla als Protektor in einer Arbeitsgemeinschaft organisiert und für ihre regelmäßige Betreuung, einmal im Monat durch den Herrn Studienrat und Religionslehrer Jasslot gesorgt hat. Studienrat Emanuel Jasslot, Religionslehrer an der Oberrealschule zu Hindenburg, durch seinen Seeleneifer bekannt, gebührt ob seiner großen Verdienste gerade als Jugendführer die größte Anerkennung. Wo gibt es eine Stadt außer in Oberschlesien, mit 130 000 Einwohnern, die sich solcher katholischer Jugendarbeit rühmen kann —? Die Räume des Jugendhauses sehen unter der Leitung der eifrigen Pfarrgeistlichkeit tägliche frohfromme Menschen, jung und alt, bei Musik, Gesang und Volkstänzen, aber auch bei Arbeit und ernststen Beratungen für die Betätigung in der katholischen Aktion. Wieviel Zeit, Opfer, priesterliche Geduld und Liebe wird hier von der Pfarrgeistlichkeit verlangt und gerne geboten. Wer in der Seelsorge gearbeitet hat, sei es bei Weißen oder Schwarzen, weiß, wieviel von der Führung der Jugend für die Zukunft abhängt. Wo die Jugend so geführt, so lebt und so arbeitet, wird eine starke Zukunft gebaut. Die

katholische Jugendbewegung und Jugendpflege — in verschiedenen Ländern habe ich sie beobachtet — ist in Oberschlesien, — nicht an letzter Stelle in der Pfarrei von St. Anna — führend, tonangebend. Sie ist es geworden dank der unermüdlichen, weit verzweigten und alles erfassenden, gewaltig viel Zeit, Opfer und wirkliche pflichtbewusste Liebe erfordernden Seelsorgsarbeit der Geistlichen, der Seelsorger.

Auch an anderer Seelsorgsarbeit fehlt es dem Erzpriester und seinen Kaplänen nicht. Am Nachmittag wurde ich ersucht, im Beichtstuhl mitzuhelfen. Hunderte von Parochianern warteten an den Beichtstühlen. In den ersten Stunden war es die Schuljugend. Erzpriester Peschka setzte mich in seinen Beichtstuhl und verzog sich irgendwo in eine unbeachtete Ecke. Es war zu drollig, die Enttäuschungen der Kinder zu beobachten, wie sie statt des freundlichen, gut gepflegten Gesichtes ihres geistlichen Vaters — er sieht so aus wie ein guter Vierziger, obwohl schon ein Sechziger — ein finsternes, wettergebräuntes Gesicht vorfanden. Bald wurde es licht vor meinem Beichtstuhl, denn sie hatten doch herausgefunden, wo sich ihr Pfarrer versteckt hatte. Die Andacht, die Sammlung, die präzise Beobachtung der kirchlichen Vorschriften beim Empfang des Bußsakramentes dieser Schulkinder machte auf mich einen tiefen Eindruck. Katechetisches Wissen, viel Liebe und Geduld sind erforderlich, um durch den Unterricht solche Resultate zu erlangen. Nach den Schulkindern setzten die Erwachsenen ein und erst kurz vor Mitternacht konnte ich den Beichtstuhl verlassen.

Und am Missionstag! Äußere und innere Garantien für das segensreiche Gelingen des Missionstages waren gegeben. Es konnte daher der Erfolg nicht ausbleiben. Alle Predigten und hl. Messen waren so gut besucht, daß viele noch vor den beiden Kirchenportalen stehen mußten. Wie die Volksscharen, besonders die Männerwelt sich nach dem Gotteshause bewegte! Aufgefallen ist mir die Aufmerksamkeit der Parochianen bei meinen Missionspredigten, als ich ihnen erzählte von der Sehnsucht der Heiden nach dem wahren Glauben und von dem Eifer der Neuchristen und Katechumenen, von den heroischen Opfern, die sie für den Glauben bringen, und wie sie Blut und Leben einsetzen für den Glauben. Und daß gerade jetzt, wo der Geist der Entchristlichung durch Europa zieht, das Feuer der Begeisterung für den wahren Glauben in den Missionsländern aufflammt. In den Augen der Zuhörer stand ein stolzes Leuchten: katholisch zu sein! Nicht in Worte zu kleiden ist der Eindruck, den ich in der eucharistischen Morgenfeier bei den Tausenden an der Kommunionbank empfand. Ein Volksgefang so kraftvoll und innig, wie ich ihn noch selten gehört. Wer diesen Volksgefang mit lauschender Seele zu zergliedern versteht! — was zittert da nicht alles mit von schwerem Erleben in brudermordenden Nationalitäten, mit dem entsetzlichen Gespenst der Erwerbslosigkeit, von Ergebung in Gottes Willen bei seinen Prüfungen, von freudigem Hoffen auf eine bessere Zukunft. Ja, das alles habe ich schauen können und in der Tat gesehen, wie die Organisation des Pfarrherrn von St. Anna in dieser schweren Zeit im kirchlichen, wie im Vereins- und karitativen Leben in der schönsten Blüte stehen. Überzeugt habe ich mich, daß in Kinderherzen eine gute fruchtbringende Saat gelegt wird und aufgeht. Sie sollen glücklich sein und froh in der Reinheit ihrer Seele. Das ist eine der Kernarbeiten der Pfarrgeistlichkeit; mit Liebe und Opfer schaffen sie selige

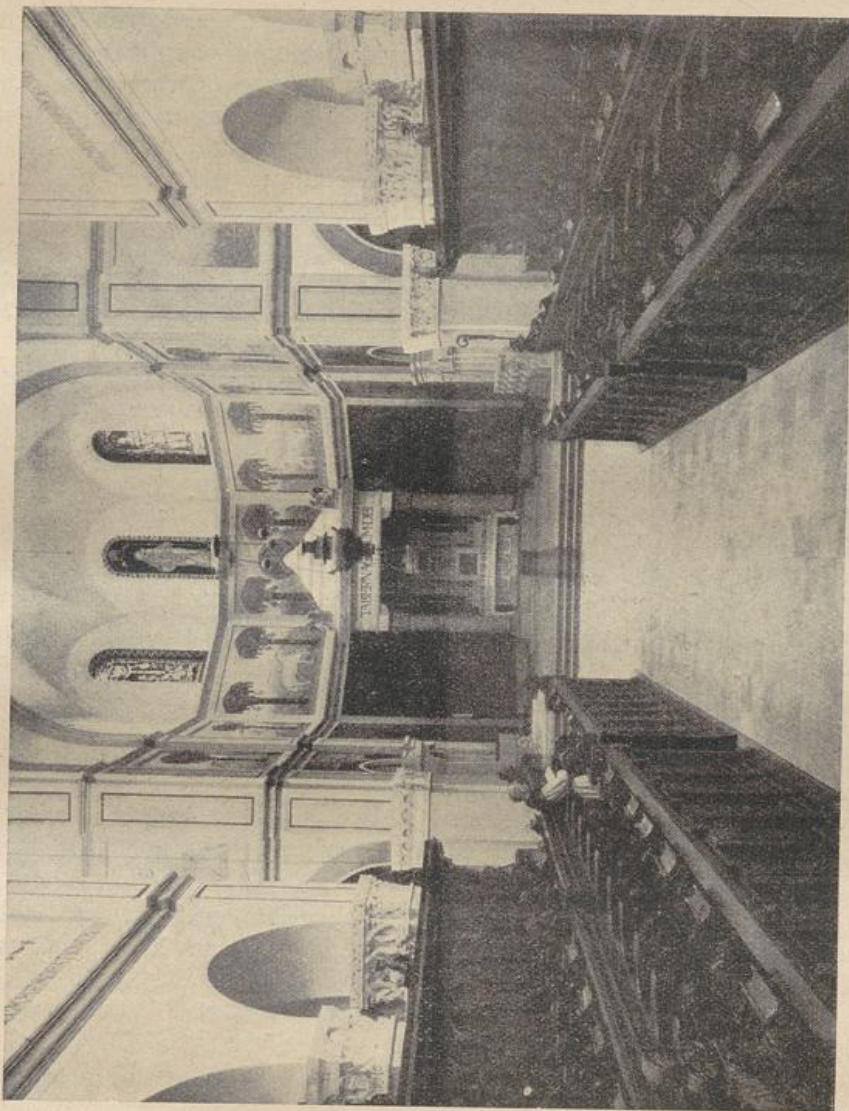
Freude in Kinder- und Elternherzen. — Um 10 Uhr war der seit drei Jahren in besonders eigener Form eingerichtete Kindergottesdienst, verbunden mit der Missionspredigt für die Kinder. Es war überwältigend, die Tausende von Kindern mit dem zelebrierenden Geistlichen beten und singen zu hören. Mit Eifer verschlangen sie die Erzählungen vom Heidenland und Heidenkindern. Man konnte aus ihren Augen lesen, wie gern sie für die Missionen beten und opfern wollten. — Nach dem Kindergottesdienst stand ich vor der Pfarrei, da kamen die kleinen Parochianen an mich heran und jeder wollte mir die Hand geben. Ich belobte sie ob ihres schönen Betens und Singens. Wie wurden sie da zutraulich und neugierig und wollten immer noch erzählt haben vom Missionsland und den Heidenkindern und ihre Augen bohrten sich direkt zutraulich und neugierig zugleich in die meinen hinein.

Um 6 Uhr fand die Schlußandacht statt. Die Kirche war überfüllt und wie bei den Morgengottesdiensten, so mußten auch jetzt viele am Portale stehen . . . Großer Gott, wir loben dich . . . Tausendstimmig jauchzte Haydn's Hymnus zum Himmel und dann heilige Stille. Der Herr unter Brotsgestalt, der König auch der tausend Millionen Heiden, segnete seine Getreuen und besonders jene, die sein Interesse als das ihrige betrachten, die mithelfen wollen durch Gebet und Opfer an der Weltmission, an der Ausbreitung seines Reiches.

Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr sollte ich einen zweistündigen Lichtbildervortrag über meine Tätigkeit und meine Erlebnisse als Missionar in Afrika halten. Der Herr Erzpriester führte mich in den geschmackvollen großen Festsaal im Jugendhaus. Bis auf den letzten Platz, Kopf an Kopf saßen und standen die Parochianen. Hunderte mußten in den Vorräumen und Treppenaufgängen stehen. Sie scheuten keine Mühe und keine Sommerhitze. Sie haben sich frei gemacht von den Erholungsstätten in den Gärten, um zu lauschen, wie es im dunklen Erdteil ihren Glaubensbrüdern und in ihrer Lebensweise und in ihren Glaubenskämpfen ergeht. Überbrückt waren alle Standesunterschiede. Der Akademiker saß neben dem Arbeiter, der Beamte neben dem Handwerker und Kaufmann. Hier kam der christlich soziale Geist zum Ausdruck und sie alle lauschten mit der größten Aufmerksamkeit und Interesse meinen Ausführungen.

Missionstag bei St. Anna! Mit diesen Worten steht die Erinnerung vor mir und führt mich zu jenem schönen erbaulichen Tag mit dankerfülltem Priesterherzen zurück. Nie werde ich vergessen den lieben Erzpriester Peschka, der mir so viele Beweise seiner rührigen Priestertätigkeit gegeben hat, aber auch nicht vergessen werde ich die unter seiner Leitung stehenden eifrigen Kapläne und all die überwältigenden Eindrücke in der Gesamtparochie und besonders der Jugendwelt. Mein ganzes Erleben schlug zu einer einzigen machtvollen Melodie zusammen, die im Herzen ihren Wiederhall fand: Es lebe das katholische Oberschlesien. Mögen dort die Katholiken auch ferner zu ihrem Glauben stehen, treu zu Christus, treu zu Christi Stellvertretern, die mit solcher Hingabe und unter schwerer Arbeit und Opfern das Interesse für Volk und Land im Herzen tragen! Es lebe in Oberschlesien die katholische Aktion, das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung! Möge auch in diesen Zeiten schwerer Not der aufmunternde und ideale Gedanke der Weltmission in Oberschlesien nicht untergehen, denn dem Geiste der Entchristlichung, der gerade jetzt durch Europa zieht, wird am wirksamsten

begegnet durch den Geist der Missionierung. Ein lebendiger Missionsgeist wird auch wieder das Christentum im eigenen Land stärken und beleben, wie der Diasporabischof Kardinal Bourne vom Westminster sagte: „Die Heidenmission unterstützen heißt die eigene Heimatkirche kräftigen und festigen!“



Innere der Abteikirche von Maria Stern, der ersten Gründung von Abt Franz in Bosnien (neue Kirche)

Sebituane

Geschichte eines südafrikanischen Volksführers

Von P. Franz Schimlek RMM.

(Schluß)

Doch auch hier fand Sebituane den Frieden, den er schon jahrelang suchte, nicht. Bald erschienen die Matabele und machten einen plötzlichen Überfall auf die neue Siedlung. Alle Frauen, der ganze Vieh-

bestand und sämtliche Habe der Makololo fiel ihnen zur Beute. Diesmal war es für Sebituane nicht schwer, seine Krieger zum Kampfe zu begeistern. In Eilmärschen verfolgten sie den Feind und entrißen ihm den Raub. Einen zweiten Angriff wiesen sie siegreich ab.

Diese neue Belästigung zeigte Sebituane, wie wenig sein neues Reich vor Feinden sicher war. Darum vernahm er mit Freuden die Kunde, daß auch im Osten Weiße seien. Erneut wollte er den Versuch machen, mit ihnen in Verbindung zu treten. Er glaubte, wenn er von den Weißen nur eine Kanone erhalten würde, wären seine ganzen Bemühungen genügend belohnt. Mit dieser Waffe, die auf ihn einen unwiderstehlichen Eindruck gemacht haben muß, meinte er den Frieden für sein Land sichern zu können. Alle seine Gedanken und Bestrebungen richteten sich nicht auf Sieg und Eroberung, sondern auf die Erhaltung des Friedens.

Wiederum sammelte er seine Krieger, legte ihnen seine Pläne vor und gebot zum Ausbruch gegen Osten. So schwer es auch den müden Kriegern ankommen mochte, sie folgten doch ihrem Führer. Noch am selben Tage war alles zur neuen Fahrt gerüstet.

Schon wird es Nacht und der Mond spiegelt sich an den flachen, breiten Spitzen der Afsegais. Noch wogt lautes Leben auf dem Lagerplatz, als plötzlich ein tiefes Schweigen eintritt. Von der nahen Felsenhöhle schreitet eine hagere Gestalt. Gespensterhaft bewegt sich ihr langer Schatten im Lichte des Vollmondes über den Platz. Alle kennen ihn. Es ist Tlapane, der Zauberer des Stammes. Er, der Senoga, der Mann, der mit den Geistern spricht, meidet die menschliche Gesellschaft. Allein lebt er, fern in einsamen Felsenklüften und erscheint nur zur Zeit des Vollmondes, um zu warnen, zu weissagen und mit dem Zorne der Geister zu drohen. Heute kommt er wieder — gerade am Vorabend der Abreise — ganz abgemagert, mit verglastem Blick. Was wird er heute zu sagen haben? Alles folgt dem gefürchteten Mann auf den Häuptlingsplatz und stellt sich im Kreise auf. Er bleibt stehen und stützt sich auf seine Keule. Da auf einmal geht ein heftiges Zucken durch seinen Leib, er stampft mit den Füßen und schlägt mit der Keule auf den Boden. Dann begleitet er die verrenkten Zukunftsungen seines Leibes mit lautem Geschrei, bis er endlich ermattet ruhiger wird.

Nun wendet er sich langsam nach Osten ohne die erschreckt am Boden lauernde Menge zu beachten. Abwehrend erhebt er seine Arme und ruft: „Dort Sebituane — dort — sehe ich ein Feuer — gehe nicht dorthin, Sebituane — es ist ein Feuer, das dich verbrennen könnte — Sebituane — gehe nicht dorthin — die Geister sagen es — gehe nicht.“

Dann wendet er sich nach Westen. Seine Augen starren unbeweglich in die Ferne. Er ruft: „Sebituane — ich sehe eine Stadt — eine Siedlung von schwarzen Menschen — Menschen des Wassers — ihr Vieh ist rot — Sebituane, dein Stamm — dein Volk wird zugrunde gehen — wird ganz vernichtet werden. — Du wirst über schwarze Menschen herrschen — Sebituane — Wenn deine Leute siegen — diesem Volk das rote Vieh abnehmen — dann schone das Volk! — laß niemand töten — es ist dein Volk — deine Stadt — schone sie! — baue sie auf.“

Nun endlich überschaut er die Menge der Krieger. Sein Blick fällt auf einige Unterhäuptlinge Sebituane's. Mit lauter Stimme fährt er fort: „Du Ramosinii — dein Dorf wird ganz untergehen — wenn Mokari diesen Ort verläßt — wird er zuerst sterben — und du Ramosinii fällst zuletzt.“

Wiederum wendet sich sein Blick zu Boden. Mit beiden Händen deutet er auf sich selbst und spricht mit halbgesprochener Stimme: „Die Geister haben es andern überlassen — Wasser zu trinken. — Mir haben sie das bittere Wasser — das Wasser des Chufuru (Flußpferd) gegeben — Sie rufen mich — ich muß fort — ich darf nicht länger — bleiben.“ Ein dumpfer Fall — einige Krieger tragen die Leiche Tlapaneß fort. Erschüttert verkriechen sich die Menschen in ihre Hütten. Am nächsten Morgen erschallt der Ruf zum Ausbruch — nach dem Westen.

Schweigend verläßt das ganze Volk die neue Heimat und folgt seinem Führer in die unbekannte Ferne.



Mariannhiller Missionsausstellung in Freiburg in der Schweiz

Es war gut, daß Sebituane dem Zauberer folgte; denn es erwartete die Makololo im Osten das Gewehrfeuer der Portugiesen, denen der mächtige Häuptling Sebituane, der so entschieden jedem Sklavenhandel entgegentrat, schon lange ein Dorn im Auge war. Der Zauberer hatte gewiß die Einstellung der Weißen des Ostens gekannt und sein Volk noch rechtzeitig vor dem Verderben gewarnt.

Sebituane zog gegen Westen den Sambesi aufwärts stets am linken Ufer des Stromes entlang. Auch am rechten Ufer des Sambesi zog eine Menschenmasse, doch nicht ungeordnet wie ein wanderndes Volk, sondern in langen Reihen und in militärisch geordneten Abteilungen. Es waren die Matabele, die erneut die Makololo verfolgten. Sebituane suchte jetzt einen Kampf zu vermeiden und griff wiederum zur List. Er ließ eine Anzahl Ziegen als Köder auf eine der großen Inseln bringen und schickte Boote zu den Matabele um ihnen Gelegenheit zu geben, auf die Ziegeninsel zu gelangen. Die Schiffer redeten in der Sprache der Matabele, sodaß niemand etwas Urgeß vermutete. Nach und nach ließ sich das ganze Heer auf die

Insel bringen. Als die letzten übergesetzt waren, stießen die Boote plötzlich vom Lande und ließen die Matabele ohne Hilfe auf der Insel. Da keiner von den Kriegern schwimmen konnte, mußten sie hier verbleiben und ihr Leben mit den wenigen Ziegen und Graswurzeln fristen. Bald waren sie aber so von Hunger erschöpft, daß sie sich gar nicht mehr zur Wehr setzten, als Sebituane mit seinen Leuten erschien und die jüngeren in sein Heer aufnahm, während er die älteren töten ließ.

Um diese Schmach zu rächen, schickte Mosilikatse noch einmal ein großes Heer. Um dieses Mal ganz sicher zum Ziele zu gelangen, trugen die Krieger auch lange Boote mit sich. Sie wollten mit eigener Hilfe diesmal den Sambesi überqueren. Sebituane hielt sein ganzes Volk auf einer Insel beisammen und suchte auf jede Weise den Übergang der Matabele zu verhindern. Eines Tages fuhr er in einem Boote entschlossen vor das Kriegslager der Matabele und fragte sie durch einen Dolmetscher, warum sie ihn eigentlich töten wollten. Er habe sie ja niemals angegriffen, noch ihren Häuptling belästigt. Zum Schlusse rief er: „Wenn ihr wollt, so kämpft gegen uns, doch wisset, die Schuld liegt auf eurer Seite!“ Dann fuhr er zurück. Am nächsten Tage war es ganz still am jenseitigen Ufer. Als man nach der Ursache forschte, fand man, daß die Matabele ihre Boote zerstört hatten und abgezogen waren. Das gewaltige Heer gelangte aber nicht in die Heimat zurück. Fieber, Hunger und die verräterischen Batoka vernichteten sie bis auf 5 Mann, die Mosilikatse den traurigen Ausgang berichteten. Seit dieser Zeit ließ sich kein Matabele-Krieger jenseits des Sambesi blicken.

Nun waren endlich alle feindlichen Stämme seiner Herrschaft unterworfen, und ein friedlicheres Leben begann. Zwar hielt Sebituane den Sambesi noch stets unter strenger Kontrolle, doch ein bedeutenderer Einfall war nicht mehr zu befürchten. Nun entfaltete der große Häuptling, der so Gewaltiges im Kriege geleistet hatte die ganze Kunst seiner Friedensarbeit. Seine Absicht war überall Milde walten zu lassen. Kein Fremder, der in seine Stadt kam, durfte sich wieder entfernen, ohne daß er bei Sebituane zu Gast gewesen wäre. Mochten es einfache Hirten sein, die Vieh kaufen wollten, oder Händler, die Häute auf den Markt brachten, an alle trat Sebituane heran, sprach freundlich mit ihnen und lud sie in seinen Königs-fraal zur Mahlzeit ein. Hier mischte er eigenhändig Mehl, Milch und Honig für die Gäste. Zuerst aber aß er selbst von der Speise, um jeden Verdacht zu beheben. Es war wohl für die armen Landleute das einzige Mal, daß sie an so außerlesener Tafel sitzen durften. Sie vergaßen es nicht und waren ihrem Häuptling dankbar dafür. Jede Auskunft, die ihm dienen konnte, erteilten sie bereitwillig. So kam es, daß Sebituane über die Vorkommnisse des ganzen Landes gut unterrichtet war. Überall sprach man von dem weisen Häuptling mit dem guten Herzen.

Alles schien Sebituane erreicht zu haben. Ein gewaltiges Reich nannte er sein eigen, ein Reich in dem der Friede gesichert war. Doch eines hatte er nicht erreicht, den Anschluß an die Weißen. Da endlich sollte auch dieser sein Wunsch erfüllt werden. Ein Weißer kam zu ihm und bat ihn in seinem Lande wohnen zu dürfen. Es war David Livingstone. Mit großer Freude empfing Sebituane den Fremden. Doch noch am selben Tage schlug seine Freude in Trauer um. Als er am Abend mit Livingstone im Gespräch war, erfaßte ihn plötzlich ein heftiger Schüttelfrost. Er legte sich sogleich auf sein Lager nieder und ließ die Medizin-Männer

herbeikommen. Eine heftige Lungenentzündung hatte ihn erfaßt und machte bald seinem Leben ein Ende. Noch in seiner Krankheit zeigte sich die ganze Größe und Güte des Mannes, der sich sein Leben hindurch mit gewaltigen Plänen getragen hatte, dabei aber auch des Einzelnen seines Volkes in Liebe gedachte. Die Doktoren behandelten Sebituane ohne besondere Besorgnis, da sie fest davon überzeugt waren, daß Sebituane nicht sterben könne. Er selbst aber sprach zu Livingstone: „Tritt näher und siehe, ob ich noch ein Mensch bin, mit mir geht es zu Ende. Während meines ganzen Lebens habe ich den Frieden gesucht, doch das Schicksal ließ mich immer den Krieg finden.“ Dann erhob sich der Kranke und blickte liebevoll auf Livingstone's kleinen Sohn Robert und sprach zu einem seiner Diener: „Bringe Robert zu Manuku, meiner Frau, sie soll ihm etwas Milch geben!“ Das waren seine letzten Worte. Er sank zurück und war tot. Es war an einem Sonntagmorgen.

Erst am nächsten Morgen wurde die Nachricht von seinem Tode verbreitet. Sogleich versammelte sich das Volk zur Begräbnisfeier. Im Viehfraal wurde eine tiefe Grube bereitet, der Tote hineingelegt und mit Erde zugedeckt. Dann trieb man eine große Viehherde eine Stunde lang über das Grab hin und her, bis der Boden wieder ganz eben getreten war. Daraufhin entfernte sich das Volk schweigend.

Sebituane war tot. Die Erde deckte einen der größten Führer des Betschuanen-Volkes. Er, der mit einer kleinen Schar aus einer unglücklichen Schlacht entflohen, hatte unter größten Schwierigkeiten und Gefahren ein Reich gegründet, das sich über das ganze Gebiet zwischen Sambeji, Rafue und Luena erstreckt.

Eigentümlicherweise hatte Sebituane seine Tochter Mamotschisane zur Nachfolgerin bestimmt. Schwer lag auf ihren Schultern die Last der Landesregierung. Von Anfang an suchte sie das schwere Amt von sich abzuwälzen. Es gelang ihr auch mit Zustimmung des Volksrates die Regierungsgeschäfte ihrem jüngeren Bruder Sefeletu zu übertragen. Er war aber in keiner Weise der Aufgabe gewachsen und erbitterte durch zahlreiche Mißgriffe seine Unterhänptlinge. Infolgedessen kam es zu einer Verschwörung, bei der sämtliche Makololo getötet wurden. Die Barotse, die Wassermenschen, waren nun der herrschende Stamm. So erfüllte sich die Prophezeiung Shaganes, des Zauberers.

Die einzige Erinnerung an die großen Mühen Sebituanes, ist nur noch der Basutodialekt, den die unterworfenen Völker von den Makololo angenommen hatten und bis auf den heutigen Tag sprechen.

* *

Wenn heute der Mariannhiller-Missionar auf seinen Missionsfahrten an die nördliche Grenze der Apost. Präsektur Bulawayo, den Sambesi, gelangt und dort die ihm von Natal her bekannte Basutosprache hört, so denkt auch er an das untergegangene Volk der Makololo. Ein Volk das den Frieden suchte, aber durch ein tragisches Geschick den Untergang fand. Er erinnert sich auch an den edlen Helden Sebituane. In stillem Gebete fleht er zu Gott, daß er dem Friedenssucher ein gnädiger Richter sei, und ihn den Frieden finden lasse an seinem erbarmungsreichen Vaterherzen.

* * * * *

„Wer für Christus keinen Missionseifer im Herzen trägt, ist seinem Fahneneid, dem Firmungseid, untreu geworden.“Pius XI.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

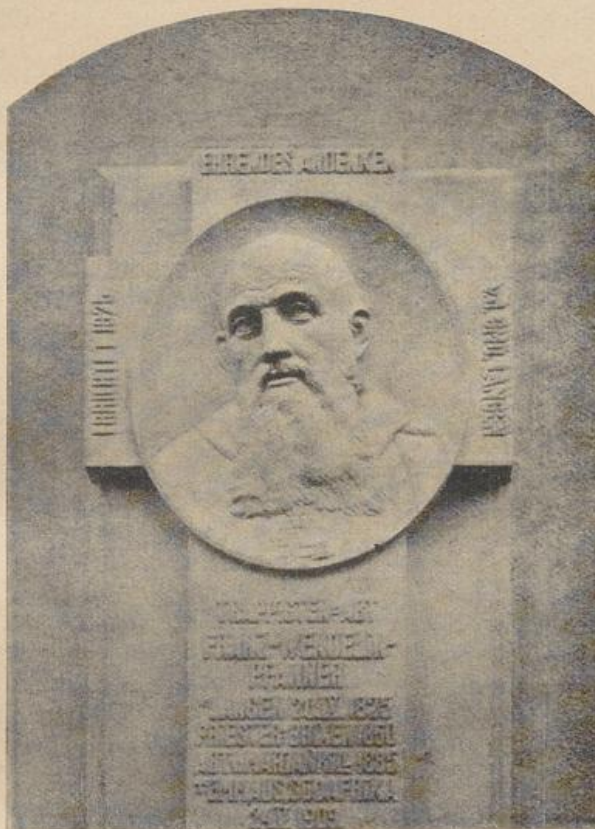
Wie überall in der Welt so entfalten auch in Südafrika die Kommunisten eine rege Werbetätigkeit. In den letzten Monaten verteilten sie allenthalben im Lande Flugblätter an die Eingeborenen, ganz besonders in den Bezirken von New-Germany, Pinetown und Umlazi. Diese Flugblätter sind in der Zulusprache gedruckt und sind von der kommunistischen Internationale in Berlin und Hamburg herausgegeben. Die Eingeborenen werden von Deutschland her mit folgenden Weisheitssprüchen gefüttert: Brüder, schließt euch der kommunistischen Partei an! — Zahlt keine Kopf- und Hüttensteuer mehr! — Bekämpft die Polizei! — Laßt euch nicht einsperren wegen der Nichtbezahlung von Steuern! — Zahlt auch keine Schulden mehr bei den Geschäftsleuten! Sie müssen euch alles umsonst geben!

Unsere Missionszeitung für die Eingeborenen in Südafrika schreibt über diese Zersetzungsarbeit der Kommunisten: Wir glauben, die Kommunisten werden es bald bereuen, soviel Geld für eine nutzlose Propaganda unter den Eingeborenen Südafrikas verschwendet zu haben. Für die Propaganda-Arbeit unter den Negern in Amerika wurden von Moskau aus die Geldzuschüsse schon abgestellt und zwar aus folgenden Gründen: „Die farbigen Rassen leiden an angeborener Dummheit und es besteht absolut keine Aussicht und Hoffnung, geborene Dummköpfe und Esel zu erleuchten.“ Der wahre Grund des Mißerfolges der Kommunisten ist aber nicht die Dummheit der Neger, sondern ihr Verstand und ihre Klugheit. Bald werden es die Kommunisten auch bereuen, zur Gewinnung der „dummen Eingeborenen Südafrikas“ soviel Geld verschwendet zu haben. Ihre Propaganda wird in Südafrika ein Mißerfolg sein, wie unter den Negern Amerikas. Die Eingeborenen sind als gesunde Logiker bekannt und es ist nicht so leicht, Narren aus ihnen zu machen, wie es sich die Kommunisten einbilden. Auf alle Fälle wissen die Eingeborenen Südafrikas ganz gut, daß dieselben Kommunisten, welche heute so sehr zum Nichtbezahlen der Steuer an die Regierung aufrufen, mit Sicherheit noch höhere Steuern verlangen würden, sollten sie eines Tages sich in den Regierungsfesseln breit machen können. — — —

In Matatiele, einem Provinzstädtchen in Ost-Griqualand, wurde mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen. P. Florian Rauch RMM., der früher von der Missionsstation Gardenberg aus die weißen und schwarzen Katholiken von Matatiele zu betreuen hatte, bemühte sich vor einiger Zeit sehr, die Mittel zum Kirchbau zusammen zu bringen. Unlänglich einer Reise nach Europa und Amerika gelang es ihm auch, gute Menschen für den Plan zu begeistern und brachte so einen schönen Baufond zusammen. Auch die Katholiken von Matatiele selbst, besonders die Weißen, steuerten immer wieder ihr Scherflein bei zum Baufond. Unter den Katholiken von Matatiele befinden sich auch einige sehr gute syrische Familien, die durch ihren Eifer und ihre Wohltätigkeit im ganzen Vikariate Mariannhill bekannt sind. Die neue Kirche soll 500 Personen fassen können. Der derzeitige Rektor der Mission in Matatiele,

P. Otto Grimm RMM. wird sicher sein möglichstes tun, daß der Bau gut voranschreitet und die Kirche ein wahres Haus Gottes und ein Anziehungspunkt für alle Bewohner von Matatiele wird.

Am Sonntag, den 2. Oktober beging das Lehrerseminar in Mariannhill das Fest des 50 jährigen Bestehens von Mariannhill. An der Jubelfeier des St. Franziskus Seminars beteiligten sich auch einige andere Missionschulen, z. B. St. Anna, St. Anton, St. Wendelin und St. Xaver. Die Seminaristen und die Schulkinder zogen vom Lehrerseminar aus mit Musik zur Missionskirche, wo ein feierliches Hochamt stattfand. Der Mariannhiller Kirchenchor sang unter Leitung von Mr. D. A. Wesley die „Missa Duodecima“. Der Intrositus und die anderen beweglichen Teile der Messe, wurden von der „Gregorian Society“ (Gregorianischen Vereinigung) unter Leitung des Missionsarztes Dr. R. F. Mc Murtrie gesungen. In der Festpredigt wurde hingewiesen auf die große Persönlichkeit, auf die Arbeiten und Verdienste des Gründers von Mariannhill, Abt Franz Pfanner. Nach dem Hochamt fand im Lehrerseminar ein Festakt statt. Auch Eingeborene, so Mr. Mtwa, B. Khati, Mapumulo, feierten in Reden die Verdienste des hochseligen Gründers von Mariannhill und seiner treuen Gehilfen an den Eingeborenen Südafrikas. — Gegen Abend sang die Gregorian Society in der St. Josephs-Kathedrale die Vesper. Die 24 Sänger hatten sich im Chor der Kathedrale zu beiden Seiten des Hochaltars aufgestellt und waren alle in der Kleidung der Chorknaben. Nach der Vesper versammelte man sich wieder in der großen Halle des Lehrerseminars zu einem frohen Unterhaltungsabend. Reden, Spiele und Gesänge wechselten einander ab. Es war in der Tat eine frohe Jubelfeier. Die Seminaristen und Schulkinder werden noch lange an den Tag denken und sich bald wieder so ein Fest wünschen, wurde doch für sie ein fetter Ochse geschlachtet. Die Klostergemeinde in Mariannhill und die Missionsstationen feierten das 50 jährige Jubiläum von Mariannhill teils am Gründungstage selbst (27. Dezember), teils über die Weihnachtsfeiertage. Näheres darüber in der nächsten Mariannhiller Funkstunde.



Gedenkstein auf dem Friedhof in Langen, dem Geburtsort des Abt Franz

Auf der alten Missionsstation St. Michael wurde eine Volksmission abgehalten. Zwei Tage waren für die Kinder bestimmt, und vier Tage für die Erwachsenen. Zum feierlichen Abschluß der Mission erschien auch der Hochwft. Herr Bischof Udalbero Fleischer RMM. und erteilte allen Beteiligten den Segen mit dem Allerheiligsten. Ein Eingeborener, der an der Mission mit großem Eifer teilgenommen hatte, äußerte sich also: Heute kam es mir vor, als ob ich mit meinen Augen den Himmel gesehen hätte und ich bin überzeugt, daß durch die Mission der Teufel aus dem Missionsgebiet von St. Michael vertrieben worden ist. — Nun, der dortige Missionar, welcher die Volksmission abhalten ließ, wird bald sehen, ob die obigen Worte wahr sind. — An den Früchten wird man sie erkennen. — Hoffentlich trägt diese Volksmission reiche Früchte. Ich wünsche es dem dortigen Missionar, P. Hermann Mennekes RMM., einem Kurzgenossen von mir, von ganzem Herzen, zumal ich in der dortigen Missionskirche vor 2 Jahren selbst einmal für die Missionsbrüder und Schwestern Exerzitien gegeben und für die Eingeborenen, die in der Kirche Kopf an Kopf saßen, eine Predigt halten durfte. Gott segne die guten Leute und helfe ihnen die guten Missionsvorsätze in die Tat umsetzen. — Auf Wiederhören!

Erlebnisse im Missionslande

Von einem Mariannhiller

I.

Es war im südafrikanischen Hochsommer, Ende Dezember 1926. — Der Daply-Expresß von Durban nach Port-Shepstone, an der Südküste Natals, hatte mich unweit des genannten Zieles dicht am Meeresufer abgesetzt. Vor mir lag die 1000 Fuß lange Umzimkulubridge, eine der respektabelsten Brücken in der Union. Mein Bestimmungsort aber war diesseits des Flusses, das 8 Meilen entfernte Mariß-Stella. Ich hatte mich durch Postkarte und Telegramm angemeldet und erwartete einen Boten von dort als Wegweiser und Gepäckträger. Doch die einsame Haltestelle war leer. Niemand am Platze als einige Kulis, vor deren Langfingern man kein Gepäck zurücklassen darf. — Was tun? Die Dunkelheit brach herein, doch in den teuren Hotels jenseits der Brücke wollte ich nicht übernachten. Mein Börseninhalt war nicht danach . . . In der halboffenen Bahnhütte den Morgen abwarten erschien auch nicht ratsam. So lud ich denn das schwere Gepäck auf meinen Rücken und trat auf steiler Straße den Marsch nach der fernen Missionsstation an. Drückende Abendschwüle! Bald rann der Schweiß in den Staub, die Kräfte versagten und dichte Finsternis hüllte mich ein.

Acht Meilen wenig bekannten und stets aufsteigenden Weges bei Nacht ist für einen, damals 53 jährigen, Packträger zu viel . . . Nach drei Meilen mühsamer Wanderung fand ich zum Glück nahe der Straße ein großes Farmhaus. Dort wollte ich um ein Plätzchen für die Nacht anklopfen. Das Innere der vornehm ausgestatteten Home-stead wir mit elektrischem Licht hellerleuchtet. Eine fröhliche Gesellschaft saß um die Tafel. Ein Bedienter meldete mich an. Der Hausherr erschien, eine echt englische, schlanke Gestalt mit gütiger Miene. Es war ein wohlhabender Zuckersarmer von Durban. Nach der Begrüßung trug ich mein Anliegen vertrauens-

voll vor. Der Gastherr wies mir sofort persönlich ein nettes Zimmer mit zwei Betten an und lud mich zum Supper ein. Die Damen des Hauses bedauerten mein Mißgeschick, daß ich die Koffer soweit getragen und verabschiedeten sich schließlich mit „Good-night!“ Der generöse Gentleman aber überraschte mich mit der Frage, ob ich nicht lieber zuhause, d. h. im 5 Meilen entfernten Maris-Stella, übernachten möchte? — „Das wohl, doch der Weg ist mir zu unbekannt und finster. — „Das macht nichts, ich habe ein gutes Motor-car!“ — „Jawohl, allein ich könnte leider nicht zahlen . . .“ — „Ist nicht nötig, ich fahre Sie umsonst hin!“ — Ich traute meinen Ohren nicht — aber der noble Farmer ging sofort, machte sein elegantes Auto zurecht und lud mich zum Einsteigen ein. Der Hausdiener mußte auch mein Gepäck verstauen. Bald ging es durch die stille, dunkle Nacht auf stellenweise sehr morastiger Straße landaufwärts. Einmal huschten drei nächtliche Gestalten mit Laterne seitwärts im Gebüsch am Auto vorbei, dem Meere zu. — Dank der ausgezeichneten Maschine gelangten wir in kurzer Frist an das Flützchen, welches den Maris-Stella-Hügel bespült. Ich riet dem Farmer, nicht hinaufzufahren, um dort niemanden mitten in der Nacht zu stören. Ich dankte ihm herzlichst für die außerordentlich gütige Hilfeleistung gegen mich, den Fremden, dazu in so später Stunde!

Er sagte, er habe es gern getan, er kenne die Mission und habe alle Hochachtung vor ihrem wohlthätigen Wirken. — Sein Auto machte kehrt und ich stieg die zehn Minuten zur Höhe, wo ich vor längerer Zeit bereits einmal das ideal gelegene Stättchen besucht hatte.

Noch fand ich Einige wach und von diesen erfuhr ich sogleich, daß mein Telegramm erst gegen Abend angekommen sei. Ein Bruder habe sich mit zwei Eingeborenen auf den Weg zur Bahnstation begeben, um mich samt Gepäck nach Stella zu geleiten. — Es waren die drei dunklen Gestalten unterwegs gewesen, an denen das Auto ahnungslos vorübereilte! Die guten Männer machten die 16 Meilen ganz umsonst, fanden niemand an der Bahn und kamen morgens todmüde zurück . . . Ich konnte es nicht genug bedauern, nachdem ich selbst so leicht und bequem durch die Generosität des Engländers ans Reiseziel gelangt war.

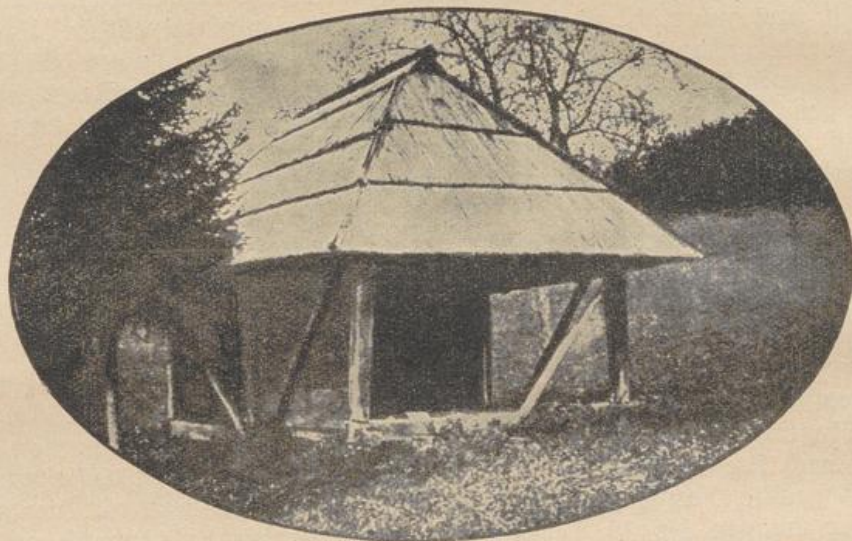
Solche und nicht wenig andere Erlebnisse ähnlicher Art im Laufe der 42 Jahre im Süden zeigen, welch noble Persönlichkeiten es unter den Söhnen Albions gibt. Eine so lebenswürdige Tat hatte ich solch kurze Zeit nach dem unheilvollen Kriege nicht erwartet. Aber der edle Zuckerfarmer hatte außer einem guten Herzen jedenfalls auch praktische Religion — und die überbrückt durch übernationale, höhere Grundsätze jede nationale Kluft mit Leichtigkeit. Sie ist ja das göttliche Element, welches alle Menschen im Innersten einigt als Kinder eines Vaters, Brüder eines Erlösers und Bürger eines Reiches. Sie ist das große und einzig ausreichende Heilmittel gegen die Entzweiung der Einzelnen und die Zersplitterung der Menschheit. Würde lebendige Religion alle Erdenwanderer beseelen, sie führten sich gegenseitig so leicht und rasch ans eigentliche Ziel, wie der Farmer mich nach Maris-Stella brachte.

II.

Seit rund 100 Jahren gab es in Südafrika nicht selten ernste Zusammenstöße zwischen Weiß und Schwarz. Die brennende „Native-Question“ ist auch heute noch keineswegs gelöst, sondern spitzt sich im Gegenteil immer mehr zu. Sie kann nur durch fortschreitende Verständigung und gegen-

seitige Hilfeleistung der beiden Rassen sowie durch die praktische Übung der gemeinsamen wahren Religion beigelegt werden!

Hier ein kleines Privaterlebnis aus den Tagen der Eingeborenen-Aufstände 1906. — Als Mitglied der Mariannhiller Mission hatte ich damals dringend Arbeiten auf einer neugegründeten Außenstation zu besorgen... Der Posten lag gut vier Stunden von der Zentrale, dicht an den Grenzen einer großen Location. Hier lebten noch viele Hunderte, von der Zivilisation fast unberührte Heiden. Es hieß, daß sie Überfälle auf die Weißen planten und im Verein mit anderen Stämmen alle Europäer aus dem Lande vertreiben wollten. — Die Zweigmision J. begann eben erst ihre friedliche Aufgabe in dieser Gegend, von den Afrikanern indessen noch allzuwenig verstanden und richtig eingeschätzt. Der provisorische Bau bestand aus



Erste Niederlassung P. Franz Pfanners in Bosnien: Gründung Maria Stern (1868) von wo aus Mariannhill erstand

einem Wohnhäuschen mit zwei Räumen, strohgedeckte, massive Steinmauern aus wildem Granit. Unweit davon die ziemlich geräumige Missionskapelle aus gleichem Material. Der Platz liegt einsam, beinahe eine Stunde vom nächsten weißen Nachbar entfernt. Ich kam gegen Abend dort an und gewahrte an der Drahtsenz, die den Außenposten von der Eingeborenen-Reserve trennt, Männer im Kriegskostüm, mit Lederschild und blitzenden Alfegai's! — Das wird ja gut! dachte ich mir; die lauern wohl schon auf mich!? — Ich brachte Pferd und Sattel unter Dach und zog mich in den kleinen Wohnraum zurück. Die Dämmerung brach ein und jene kriegerischen, kraftstrophenden Männer verschwanden in der Richtung nach den nächsten großen Kraals, wo nicht selten Volksversammlungen stattfanden. Der Ort war eine halbe Stunde, jenseits des Baches auf breitem Hügel situiert. Ich mußte in der Missionsbaracke ganz allein übernachten. Nach einem kargen „Supper“ aus kalter Küche mit Quellwasser hielt ich meine Abendandacht in der Kapelle, deren dicke Steinmauern nebst schmalen Fenstern festungsartigen Schutz boten. Der einfache Altar mit Kreuz, Kerzen und Blumen stand am östlichen Giebel. Am westlichen der Eingang, eine solide, aber nur leichtverschließbare Tür. Wenige Bilder und primitive Bänke die ganze Ausstattung.

Der Himmel war leicht bewölkt; ringsum tiefe Stille . . . Auf einmal werden Stimmen laut von den erwähnten großen Kraals her. Ein wüstes Geschrei, dumpfdröhnendes, rhythmisch-abwechselndes Stampfen wie von ungezählten Füßen — der Kriegstanz der Eingeborenen! Es tönte wie grollender Donner vor dem Ausbruch eines Gewitters, wie Präludien der Affegaischlacht! Und der Tumult wuchs von Minute zu Minute. Es schien, als bewege er sich der einsamen Missionskapelle zu. Galt der Angriff vielleicht diesem stillen Ort? Wollten die Aufgeregten etwa mit mir den Anfang machen? Die erwähnten Männer hatten mich sicher bemerkt und meine Ankunft verraten. Wollten nun die mit Spießen, Keulen und Stöcken Bewaffneten sich auf den Wehrlosen stürzen? — Mir war nicht sonderlich wohl zumute in der Kapelle. Gewehrschüsse machen dem Leben ein rasches Ende, indes von Barbaren mit stumpfen Waffen qualvoll getötet zu werden 'was anderes! Ich holte mir rasch eine schwere Holzart und Fenzpfosten in den dunklen Raum. Mit letzteren verrammelte ich die einzige Tür. Mit der Art wollte ich im Ernstfalle mein Leben verteidigen. Der Tumult kam näher. Ich machte meine Gewissensrechnung und empfahl mich der göttlichen Barmherzigkeit . . .

Dann zündete ich die Kerzen an, stärkte mich durch ein frommes Lied zu dem, was jetzt zu kommen schien und erwartete getrost das Weitere. Die Heiden sollten den Missionar beten und singen hören, dadurch auch vielleicht sanfter gestimmt werden. Während des Gesanges im Innern der Kapelle ward es auffallend stiller im Freien. Mir dünkte, die Aufständigen schlichen sich leise heran, spähten durch die Fenster und berieten, wie sie die Tür erbrechen und mir den Garaus machen könnten . . . Es verging eine bange halbe Stunde — aber nichts geschah. Allmählich verhallten später die Stimmen in der Ferne. Alles blieb ruhig bis zum nächsten Morgen. Ich vertauschte die Belagerungsfestung mit dem Wohnzimmerchen, doch um erquickenden Schlaf war es für diese Nacht geschehen.

Die nächsten Tage konnte ich gegen alle Erwartung meine Arbeiten ungestört vollenden. Es stellte sich heraus, daß es ein „Lärm um nichts“ gewesen war und der gefürchtete Aufstand bei Kriegstänzen und Drohungen unterblieb in dieser Gegend. Anderswo allerdings kam es damals zu blutigen Zusammenstößen. Ganze Stämme lagen im Kampf mit den Europäern. Der Streit dauerte monatelang, endigte indessen natürlich mit vollständiger Niederlage der Eingeborenen, Arrest und Verurteilung der schlimmsten Rädelsführer. — Aber jene Nacht in der Missionskapelle zu F. kann ich mein Lebtag nicht vergessen!

Kommunismus unter den Eingeborenen

Von P. Bernard Huß RMM.

Schon seit dem Jahre 1919 versuchen die Kommunisten die Eingeborenen von Südafrika zu beeinflussen, aber das Evangelium der russischen Apostel sagte bisher dem gesunden Menschenverstand der Eingeborenen nicht besonders zu. Einen schlagenden Beweis dafür dürften die Eingeborenen schon im Jahre 1922 erbracht haben. Im Jahre 1922 brach in Johannesburg eine Revolution aus. Unter dem Einfluß und der Führung von Kommunisten versuchten Tausende von Weißen von der Stadt Besitz

zu ergreifen und eine Sowjet-Regierung einzusetzen. Die Revolution wurde von der Regierung aber niedergeschlagen. Die Rebellen hatten gehofft, die Eingeborenen-Arbeiter von Johannesburg würden sich am Aufstand beteiligen. Diese Hoffnung erwies sich aber als völlig eitel. Die Versuchung war wohl für die Eingeborenen sehr stark, denn sie hatten gewiß viele gerechte Beschwerden und Klagen und hätten jetzt die beste Gelegenheit gehabt, sich in wirksamer Weise an der reichen Stadt zu rächen. Aber die 200 000 Eingeborenen von Johannesburg verhielten sich in musterhafter Ruhe, so daß General Smuts nach dem Niederschlagen des Aufstandes, den Eingeborenen ein öffentliches Lob spendete und sie den Weißen als nachzuahmendes Beispiel empfahl.

Im Jahre 1924 begannen die Kommunisten ihre Propaganda auch auf dem flachen Lande. Im April 1927 kehrte J. T. Gumede, ein Eingeborener von Natal und zu jener Zeit ein prominenter Führer und Präsident des Eingeborenen-Kongresses von Natal, von einer kommunistischen Konferenz in Brüssel nach Südafrika zurück. In einer großen Versammlung im Kapstadt „belehrte“ er die Eingeborenen, daß die Kommunisten die wahren Freunde aller unterdrückten Völker seien. Auch ein weißer Kommunist sprach in jener Versammlung und suchte die Eingeborenen zu überzeugen, daß die Kommunisten ihren wahren Freunde und Helfer seien und, daß das einzige Land der Erde, in dem Freiheit herrsche, Rußland sei. Die kommunistische Partei wolle die Eingeborenen von Südafrika den Geist der Unabhängigkeit lehren.

Bald nach der Rückkehr von Gumede aus Europa erhielten mehrere von unseren Eingeborenen-Lehrern ein Schriftchen zugesandt und zwar aus Paris. In diesem Schriftstück werden die Lehrer aufgefordert, jede Spur von Glauben an Gott aus den Herzen der Kinder auszurotten. Im Jahre 1929 reiste Gumede erneut nach Europa, um an einer kommunistischen Konferenz, der „Liga gegen Imperialismus und für nationale Unabhängigkeit“ teilzunehmen. Gumede wurde als Delegat des Natal-Eingeborenen-Kongresses zur obengenannten Konferenz, die in Frankreich abgehalten wurde, geschickt. Aber er tat mehr, als das wozu er beauftragt war. Er gliederte nämlich die südafrikanische politische Vereinigung ohne Wissen und Zustimmung ihrer Mitglieder an die oben erwähnte Liga, die ein Zweig der 3. Internationale in Moskau ist, an. Von Frankreich aus reiste er, einer Einladung folgend, nach Moskau. Dort wurde ihm natürlich nur die Herrlichkeit und der Glanz des Sowjetparadieses gezeigt. Hinter die Kulissen in das russische Elend hinein durfte er nicht schauen.

Als Gumede dann wieder nach Afrika zurückkam, erzählte er den Eingeborenen, die Kommunisten würden Südafrika in ein „Neues Jerusalem“ umwandeln, wie es in Rußland existiere.

Am 17. Juni 1929 brach in Durban ein ernster Aufstand aus. Ein Europäer und 5 Eingeborene wurden dabei getötet und 20 Europäer, 83 Eingeborene, 2 Inder und 3 Mischlinge verwundet. Die Ursache zu diesem Unglück war sicher die kommunistische Propaganda. Eine Untersuchung des Ereignisses ergab, daß die I. C. U. (Industrial and Commercial Workers Union) von Natal, eine Eingeborenen-Organisation, von den Kommunisten als Werkzeug benutzt worden war, und daß der Aufstand die erste Frucht des Moskauer Befehls war, das Sowjet-Evangelium unter den Eingeborenen Südafrikas zu verkünden.

Mehrere Jahre hindurch war ein Europäer, ein gewisser Mr. Sydney Bunting, ein Rechtsanwalt, der Hauptapostel des Kommunismus in Süd-

afrika. Er erhielt seine Befehle direkt von Moskau und hatte von dort den Auftrag, in der Union die rote Fahne aufzupflanzen, die Regierung zu stürzen und alle Ordnung zu zerstören. Bunting arbeitete fieberhaft an der Verwirklichung der Moskauer Pläne. Er durchzog das ganze Land, besonders auch das Eingeborenen-Territorium des Transkeis. Überall predigte er das Evangelium des Kommunismus, aber er konnte mit all seinen Reden und Sprüchen keinen besonderen Eindruck auf die Eingeborenen machen. Da er nicht den gewünschten Erfolg hatte, trat er mit noch mehreren anderen prominenten Persönlichkeiten aus der kommunistischen Partei aus. Die Kommunisten ihrerseits behaupten natürlich, sie hätten diese Männer aus der Partei ausgeschlossen.

Die Eingeborenen Südafrikas, mit ihrem gesunden Menschenverstand, erkannten die Verderblichkeit und Gefährlichkeit der kommunistischen Forderungen und sie lehnten es standhaft ab, in die kommunistischen Netze und Fallstricke hineinzutappen. Die jährliche Einladung der Kommunisten auf den Dingaans-Tag (16. Dezember) sich zu erheben zur allgemeinen Revolution, wurde von den Eingeborenen beharrlich abgelehnt. Nur einige verkommene Individuen und einige junge Radauhelden und Abenteurer ließen sich von den Kommunisten, zu ihrem eigenen Schaden, zu Tätlichkeiten aufreizen.

Sobald sich der kommunistische Einfluß im Lande bemerkbar machte, trat auch schon die katholische Eingeborenen-Zeitung, *Um-Afrika*, auf den Plan und eröffnete sofort den Feldzug gegen den Kommunismus. Woche für Woche legte sie die Verderblichkeit und Unhaltbarkeit des Kommunismus dar. Die Offenbarungen und Darlegungen unserer Zeitung und der Hinweis auf die Verbindungen zwischen einigen „Südafrikanischen Eingeborenen-Organisationen“ und den Kommunisten in Rußland, verursachten bald Argwohn und Verdacht bei den denkenden Eingeborenen, und während der Schriftleiter unserer Zeitung viele Drohbriefe erhielt, empfing er auch bald noch mehr Dankbriefe von gebildeten Eingeborenen für den guten Dienst, den er den Eingeborenen erwies, indem er sie so eindringlich vor den Gefahren des Kommunismus warnte.

P. O.

Über die Steuer bei den Eingeborenen

Von P. Bernard Huß RMM.

Vor einiger Zeit wurde die Kopfsteuer in Natal, die die dortigen Eingeborenen an die Regierung zu entrichten haben, von 14 s auf 1 Pfund Sterling erhöht. Um die erhöhte Steuer den Eingeborenen schmackhaft zu machen, sandte die Regierung Beamte in die einzelnen Distrikte, die die Leute über den Zweck der Steuer aufklären sollten. Als nun einmal ein solcher Regierungsbeamter in einer Versammlung von Eingeborenen erklärt hatte, die Regierung wolle mit dem erhöhten Einkommen Schulen bauen, erhob sich ein Schwarzer und sagte: „Das ist alles sehr schön, aber es ist eine schmerzliche Operation, es ist gerade so, wie wenn man einem Hunde ein Stück von seinem Schwanz abhackt und es ihm zum fressen gibt.“ Diese Antwort illustriert so recht die Denkweise des Schwarzen über die ihm aufgebürdete Steuer.

In der Tat ist der Eingeborene vielmehr mit Steuer belastet, als der Weiße. Nach der gegenwärtigen Steuergesetzgebung von Südafrika hat

der Weiße Einkommensteuer zu zahlen, wenn sein Einkommen 400 Pfund überschreitet; hat er Kinder, so erhöht sich die Grenze des steuerfreien Einkommens entsprechend, sodaß z. B. für einen Verheirateten mit vier Kindern 640 Pfund noch steuerfrei sind.

Ganz anders sind die Verhältnisse für die Schwarzen. Ein solcher holt aus seiner kleinen Landwirtschaft in guten Jahren ein Durchschnittseinkommen von 12 Pfund heraus, in schlechten, die weit häufiger sind, entsprechend weniger. Aber bei Zugrundlegung von 12 Pfund im Jahr hat er an Kopfsteuer 1 Pfund und an Personalsteuer 10 s zu zahlen, für 640 Pfund hätte er also als Schwarzer 80 Pfund Steuer zu zahlen, während dieser Betrag für einen Weißen noch steuerfrei ist. Oder anders gewendet: 53 Eingeborene zahlen zusammen 80 Pfund für ihr mehr oder weniger ungewisses Einkommen von im ganzen 640 Pfund, während ein Weißer, der für sich allein so viel verdient, als zu arm betrachtet wird, um davon noch Steuern zu zahlen.

Es gibt Beispiele, wo alte Eingeborene zwischen 60 und 90 Jahren, deren Einkommen auf 12 s im Jahr geschätzt wurde, gezwungen wurden, die Kopfsteuer von 1 Pfund zu zahlen; demnach müßte ein Weißer mit 640 Pfund Einkommen 1000 Pfund Steuer zahlen, aber alte Pensionäre sind nicht nur davon befreit, sondern man gibt ihnen noch 30 Pfund.

Der ungelernte schwarze Arbeiter in den Städten in Südafrika, der 2 s pro Tag verdient, zahlt 21 Pfund im Verhältnis zum Europäer, der 2 Pfund im Tag verdient, aber nichts zu zahlen braucht.

Ein besonderes Beispiel von Härte ist eine besondere indirekte Steuer von 25% auf eingeführte Decken, die nur von den Eingeborenen gebraucht werden und die für viele die einzige Kleidung bilden. Eine weitere Untersuchung über die Steuerziffern zielt darauf ab zu zeigen, daß während der Staat 3 Pfund vom Weißen erhält und 1 Pfund vom Schwarzen, er zwar 1500 Pfund direkt an die Europäer gibt für wohltätige Zwecke, aber nur 1 Pfund an die Schwarzen.

Infolge dieser Auszugaugung und Verschuldung kommt es, daß immer mehr junge Eingeborene ihre Heimat verlassen müssen, um in den Städten bei den Weißen ihr Brot zu verdienen, aber das bedeutet meist Forderung der Disziplin und Schwinden der Ehrfurcht vor der elterlichen Autorität.

Schlangengeschichten

Von P. Otto Heberling RMM.

In unseren Missionsgebieten in Südafrika, im Vikariate Mariannhill und in der Apostol. Präsektur Umtata gibt es keine wilden Tiere mehr. Also Abenteuer mit Löwen und Leoparden bleiben da unseren Missionaren erspart. Dafür dürfen sie aber um so öfter die Bekanntschaft mit giftigen Schlangen machen. An dieser Sorte von Getier ist bis jetzt noch nirgends ein Mangel zu sehen. Ich bin ja sonst ein großer Tierfreund und möchte keinem Würmlein etwas zuleide tun, aber für einen lebendigen Schlangenbalg, auch wenn er in der Sonne noch so sehr glüht und glänzt, kann ich mich nicht recht begeistern und erwärmen. Die Namen: Mamba, Bululu, Kobra erinnern mich an Gift, Schmerzen und Tod oder andere Folgen, wie Lähmung, Erblindung, Siechtum.

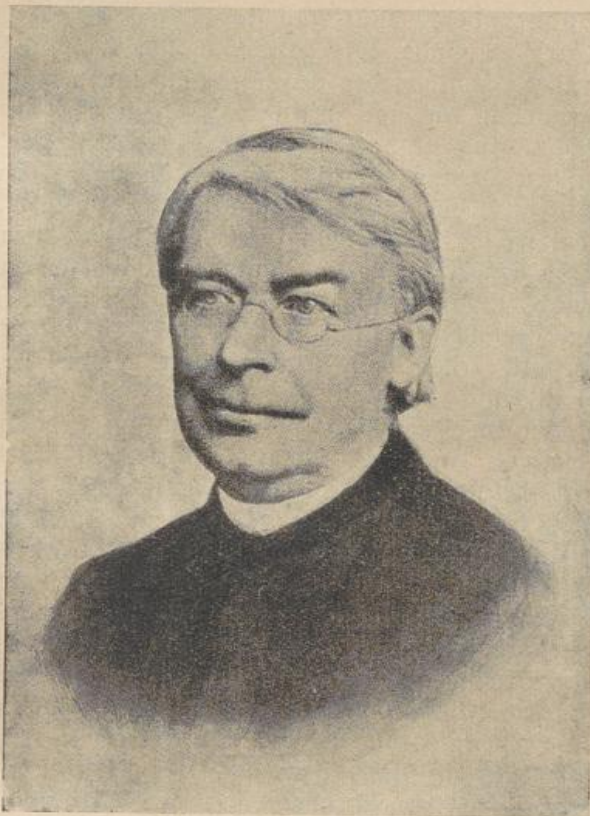
6 Jahre habe ich in Südafrika zugebracht. Während dieser Zeit hat manche giftige Schlange meinen Pfad gekreuzt. Wenn dies manchmal etwas zu überraschend und unverhofft geschah, ist mir für einen Augenblick dann auch das Gruseln gekommen. Doch bin ich immer heil davon gekommen, sonst hätte ich ja diese Zeilen nicht mehr schreiben können.

Gegen Abend wurde ich einmal zu einer Kranken gerufen. Die Hütte der Kranken war nicht gar zu weit von der Missionsstation entfernt.

Deshalb holte ich in der Kirche schnell das Allerheiligste, nahm einen derben Stock und machte mich zu Fuß auf den Weg. Den Berg hinab ging es ja ganz gut. Da brauchte ich wenigstens kein Pferd nachziehen. Aber den Berg hinauf wäre es auf Pferdes Rücken schon besser gegangen. Doch bald ging es wieder bergab und so abwechselnd weiter bis zur Hütte der Kranken. Als ich die kranke Frau mit den Tröstungen der hl. Religion versehen hatte und ich mich zur Heimkehr anschickte, war die Sonne schon untergegangen.

Schnell brach die Nacht herein. Verirren konnte ich mich nicht; denn ich war den Weg schon oft gegangen. Zudem war es auch nicht zu finster. Aber meinem Haupte wölbte sich ein sterrenklarer Himmel. Gemüthlich schritt ich fürbaß. Im wieder wollte ich den Blick nach oben richten. Wollte

den Himmel betrachten und die Sternlein bewundern. Doch bald stolperte ich über einen Stein, bald geriet ich aus dem Fußpfad heraus und hinein ins hohe Gras. Auf den Pfad zurückgekehrt setzte ich meinen Weg fort. Meine Gedanken wanderten zum Vater des Lichtes, zum Lenker der Sterne. Ich sann. — Ich träumte unter dem Kreuz des Südens. — Ich dachte an die ferne Heimat und meine Lieben. — Ich betete für meine Schäflein. — In Gedanken versunken erstieg ich dann die letzte steile Anhöhe, auf der die Missionsstation liegt. — Es geht langsam. Die Müdigkeit macht sich bemerkbar. Meine Augen suchen wieder die Sterne und das Kreuz des Südens. Da — ein Zischen und Fauchen vor meinen Füßen macht mein Blut erstarren! — Ich sehe eine große Schlange dicht vor mir. Sie hat den Kopf erhoben zum Biß. Mit einem schnellen Seitensprung entgehe ich ihren Giftzähnen. — Wäre ich nicht durch das zornige Fauchen und Zischen im letzten Augenblick auf das Reptil aufmerksam



† Geistl. Rat Michael Becker, Stadtpfarrer zu St. Peter, Würzburg, der die ersten Mariannhiller vor 50 Jahren in Würzburg beherbergte.

gemacht worden, hätte ich beim nächsten Schritt unbedingt auf sie treten müssen. Wie das ausgegangen wäre, weiß ich nicht. — Auf dem Rest des Weges bis zur Missionsstation verzichtete ich auf die Schönheiten des sternklaren südlichen Himmels und blieb mit meinen Augen auf der Erde. Zu Hause angekommen, lenkte ich meine Schritte zuerst zum Missionskirchlein, um dort dem lieben Heiland zu danken für alle Gnaden des verflossenen Tages, besonders auch dafür, daß er mich bewahrt hat vor dem tödlichen Gift einer wütenden Schlange.

Ein anderes Mal trug sich Folgendes zu: Die Exerzitien der Missionare waren zu Ende. Sie hatten in Mariannhill stattgefunden. Die Missionare beeilten sich, wieder auf ihre Stationen und zu ihren Schäflein zu kommen. Ich trat mit meinem Nachbarmissionar die Rückreise an. Mit der Bahn ging es von Pinetown über Durban. Dann an der Küste des indischen Ozeans entlang bis zur Station Umtwalumi. Von dort ging's per Autobus bis zur Missionsstation Umsinsi, wo mein Mitbruder stationiert war. Während den Exerzitien war die Wohnung des Missionars schön aufgewaschen und fein hergerichtet worden. Als wir ankamen, standen zwecks Lüftung alle Fenster und Türen auf. Der Missionar hatte sogleich auf der Veranda des Hauses eine Unterredung mit jemand und so betrat ich als erster das Wohnzimmer. Beim Überschreiten der Schwelle fiel mein Blick auf den Schreibtisch des Hausherrn. Ich erschrak ein wenig. Unten im Fußschnitt des Schreibtisches lag eine Schlange. Durch mein Kommen war das Reptil aufgeschreckt worden und kroch jetzt zwischen den beiden Flügeln des Schreibtisches herum. Auf mein Rufen kam mein Mitbruder herzu mit einem Stock bewaffnet. Mit einigen wohlgezielten Schlägen blies er dem Kriechtier das Lebenslicht aus. Seitdem er einmal auf dem Friedhof einer anderen Missionsstation von einer Schlange gebissen wurde, ist er gar nicht mehr gut auf dieses Getier zu sprechen. Beim ersten Biß hatte er viel Glück gehabt und weil der Friedhof ganz in der Nähe der Missionsstation war, konnte die Wunde gleich fachgemäß behandelt werden, so daß ernstere Folgen ausblieben. Auf eine zweite Probe möchte er's aber keineswegs ankommen lassen. Und da kommt so ein Balg sogar noch in's Zimmer und legt sich unter den Schreibtisch. — Kein Wunder, daß der Missionar den Eindringling mausetot schlug. Auf dem 3tündigen Ritt zu meiner Missionsstation Kwa St. Joseph dachte ich nicht bloß über Schlangen und Schlangengift nach, sondern ich machte mir auch Gedanken darüber, wie ich die durch Sünden und böse Gewohnheiten vergifteten Herzen der Eingeborenen am besten und schnellsten heilen könne. —

Abends hatte ich als Novizenmeister der Eingeborenen Franziskaner-Familiaren des hl. Joseph den jungen Leuten immer Unterricht über das Ordensleben zu erteilen. Einmal war ich gerade mitten drin, als draußen Lärm entstand. Was war los? — Einige Schulbuben, die auf der Station selbst wohnten, waren zu einem kurzen Abendbesuch in die Kapelle gegangen. Als sie das Gotteshaus verließen, war es schon ganz dunkel geworden. Zum Glück hielten die Knaben die Augen offen. Und so sahen sie auch in der Dunkelheit ein „kriechendes Etwas“. Es war eine Schlange. Flugs liefen einige um starke Stöcke zu holen. Die andern machten durch lautes Rufen uns auf das Reptil aufmerksam. Ich unterbrach die Novizen-Unterweisung und holte meine elektrische Taschenlampe. Bis die Buben mit Stöcken bewaffnet wieder zur Stelle waren, nahm ich die Schlange in den Scheinwerfer meiner Lampe. Durch das grelle Licht geblendet,

wurden ihre Bewegungen unsicher. So war es für die Buben sehr leicht, das Reptil zu töten. — Hätten die schwarzen Buben mit ihren Luchsaugen die Schlange nicht gesehen, wer weiß, vielleicht wäre sie auch noch zum Unterricht gekommen; denn die Türe zum Unterrichtsraum stand offen. Oder aber ein Bruder wäre nach dem Unterricht oder nach dem Abendgebet auf dem Wege zum Schlafrum auf sie getreten. Man kann nicht wissen . . .

An einem stillen Morgen, ich betete gerade an einem schattigen Plätzchen das Brevier, hörte ich plötzlich den guten Bruder Koch in der Küche außergewöhnlich laut herumhantieren. Das war doch gar nicht die Art des guten Bruders Joseph. Langsam lenkte ich meine Schritte der Küche zu. Als ich schon ziemlich nahe gekommen war, trat der Bruder aus der Türe. Auf einem derben Stock, den er in seinen Händen hielt, hing eine tote Schlange. Der Bruder lachte und sagte: „Gerade war ich so schön am Kochen, da kam über die Küchenschwelle eine Schlange gefrohen. Sie hat sich scheint's durch die feinen Dünste anziehen lassen.“ — Selbstverständlich hatte der Bruder keine Lust, das Reptil in die Kochtöpfe und Eßgeschirre äugen zu lassen. Nach einem kurzen Nahgefecht, dessen Getöse mich beim Breviergebet etwas gestört hatte, war der Drachen besiegt und getötet. Und der Schlangentöter fuhr fort, für uns eine gute Suppe und einen dicken Maisbrei zu kochen. Abwechslung macht Vergnügen. —

An einem schönen, sonnigen Sommermorgen ritt ich mit meinem Katecheten Canisius zur Außenstation Tropo. Der Weg dorthin ist sehr gut. Deshalb ging's flott voran, bald im gemächlichen Trab, bald im eiligen Galopp. Dabei unterhielten wir uns fortwährend über dieses und jenes; sprachen über die Mission, beratschlagten wie man am besten diesen und jenem alten verstockten Sünder beikommen könnte. Wir hatten gerade wieder einmal zu einem kleinen Galopp angefeht, und flogen um die Wette durch den herrlichen Morgen, als auf einmal vor uns eine giftige Schlange aufgescheucht wurde. Sie lief zuerst eine Strecke vor den dahinsausenden Pferden her, immer den Kopf hoch über der Erde zur Abwehr und zum Biß bereit. Mir wurde es einen Augenblick etwas heiß und kalt. Aber was war zu machen?! — Wir waren am Galoppieren und konnten unmöglich unsere Pferde in einem Augenblick zum Stehen bringen. Nach rechts konnten wir nicht ausweichen, denn da ging's ziemlich steil den Berg hinunter. Links war eine Böschung. Also gerade aus und drauf los. Es wird schon etwas passieren. — Wird mein Pferd scheuen? — Einen Seitensprung machen? — Mich aus dem Sattel schleudern? — Von der Schlange gebissen werden? — All diese Gedanken gingen mir blitzschnell durch den Kopf während wir weiterrasteten. Und alles dauerte nur einige Augenblicke. — Da kam eine kleine Verbreiterung des Weges. Ich hatte gegen den Katecheten einen kleinen Vorsprung. Deshalb wich das Reptil vor den Hufen meines Pferdes etwas nach links aus. Unwillkürlich zog ich meine Füße ein wenig an; denn manche Schlangen springen auch in die Höhe. In diesem Moment holte mich der Katechet wieder ein und jetzt wich die Schlange noch einmal nach links aus und versuchte die steile Böschung zu erklimmen. Doch das gelang ihr nicht; denn es war eine glatte hohe Wand, die man bei der Anlegung der Straße abgegraben hatte. Während das Reptil versuchte, die steile Wand zu erklimmen, aber immer wieder herunterfiel, sausten wir rechts an ihr vorbei, ohne daß etwas passiert wäre. — Glück muß man haben!

Kurz bevor ich von meinen Obern von Afrika nach Europa zurückgerufen wurde, holte man mich eines Tages zu einer schwerkranken Frau. Sie war noch Katechumene und obwohl sehr alt, doch immer recht fleißig beim Lernen gewesen. Bemerken möchte ich noch, daß die gute Alte einer religiösen Sekte angehört hatte, die in Südafrika auch einige Tausend Anhänger zählt. Bei ihrer Taufe in einem Flusse hatte sie vom Vorsteher der Sekte den Namen Jesus erhalten . . . Sonderbar — denken wir, einer Frau den Namen Jesus zu geben. Die Sektierer sind eben auch sonderbare Menschen und wollen auch unbedingt etwas „Besonderes“ haben, sonst würden sie ja nicht auffallen und von sich reden machen. Jahrelang hatte die Frau der Sekte angehört und hatte mit Stolz den Namen Jesus getragen. Als aber die katholischen Missionare in jener Gegend auftauchten und zu missionieren anfangen, da verlor die genannte Sekte immer mehr ihre Anhänger. — Die Wahrheit siegt zuletzt immer über den Irrtum. — Schließlich gefiel es der guten Alten auch nicht mehr bei der Sekte. Sie wurde von der Wahrheit der katholischen Glaubenslehre und ganz besonders auch vom schönen Gottesdienst im kathol. Missionskirchlein angezogen. So war sie Katechumene geworden und bereitete sich zur Aufnahme in die wahre Kirche Christi vor. Oft hatte die eifrige Katechumene geschwollene Füße vom weiten und beschwerlichen Weg zur Missionsstation, wo sie mit anderen Katechumenen in den Wahrheiten unserer hl. Religion unterrichtet wurde. Immer und immer wieder fragte sie mich: „Vater, wann werde ich in die wahre Kirche Jesu Christi aufgenommen?“ — Ich tröstete die gute Alte oft mit den Worten: „Lerne nur recht fleißig, dann wird dein großer Tag bald kommen.“ — Und dieser Tag kam tatsächlich schneller, als ich selbst dachte.

Wie ich oben schon berichtete, wurde ich eines Tages zu dieser Frau ans Krankenlager gerufen. Beim Holzsuchen war sie, als sie gerade die Hand nach einem schönenen dünnen Ast ausstreckte, von einer giftigen Schlange in die Hand gebissen worden. Ihre Hütte war ganz in der Nähe. Deshalb eilte sie schnell ihrer Wohnung zu. Sie kam gerade noch zu Hause an, bevor das Gift recht zu wirken anfang. Die Hand, ja der ganze Arm und der ganze Oberkörper schwoll schrecklich an. Trotz angewandter Gegengifte verlor sie auch eine Zeitlang das Bewußtsein. Nach einigen Stunden kehrte zwar das völlige Bewußtsein wieder zurück, doch bestand immer noch Gefahr eines schlimmen Ausgangs. Ich trieb mein Pferd zur Eile an. Als ich am Platze eintraf hatte die Frau furchtbare Schmerzen. Die Geschwulst hatte noch nicht nachgelassen. Der ganze Körper war furchtbar aufgedunsen. Es bestand große Lebensgefahr. Deshalb wiederholte ich mit der übel zugerichteten Frau noch einmal schnell die Hauptwahrheiten unserer heiligen Religion. Dann ließ ich sie dem alten Irrtum entsagen und das apostolische Glaubensbekenntnis beten. Da ihre Taufe bei der religiösen Sekte sehr zweifelhaft war, erteilte ich ihr dann bedingungsweise die hl. Taufe und tat alles, was die Kirche in solchen Fällen vorschreibt.

Einen anderen Namen mußte ich der Frau natürlich auch geben, denn der Name Jesus ist denn doch zu heilig, zu hoch und zu erhaben, um von einem armen Menschenkind getragen zu werden. Noch weniger ist der Name Jesus zulässig für eine Frau. So gab ich der guten Alten den schönen Namen Angelika. Nach der hl. Handlung war sie ganz glücklich und schien die großen Schmerzen gar nicht mehr zu spüren. Auffallenderweise kam die Frau wieder auf, und als ich von Afrika Abschied nahm,

war sie noch am Leben; und wenn sie inzwischen nicht gestorben ist, lebt sie heute noch und vielleicht noch manche Jahre. Ein Schlangenbiß kann also auch einmal für etwas gut sein. In letzterem Fall wurde die Wartezeit der guten Alten bedeutend abgekürzt und ihr so die Aufnahme in die wahre Kirche Christi viel eher zuteil als ihren Mitkatechumenen. — Gottes Wege sind wunderbar und er weiß auch das Böse zum Guten zu lenken.

Gott weiß aber auch zu gegebener Zeit das Böse zu bestrafen. So wurde auf meiner damaligen Nachbar-Station ein abgefallener Christ, der auf dunklen und schlüpfrigen Sündenwegen wandelte, als er eines Nachts vom



Beim Errichten einer Missionsstation

Orte der Sünde nach Hause ging, auf dem Heimweg von einer sehr giftigen Schlange gebissen. Und nach wenigen Minuten war der Mann eine Leiche. Wir wollen hoffen, daß er in den Todesqualen noch seine Sünden bereuen konnte und so im Jenseits doch noch einen barmherzigen und gnädigen Richter gefunden hat.

„Freuen dürfen wir uns indessen, daß gerade jetzt in den letzten Jahren jene Ordensgesellschaften, die sich den heiligen Missionen bei den nichtchristlichen Völkerschaften widmen, mit ganz neuem Eifer ihre Mühen und Erfolge verdoppeln, und daß den gesteigerten Arbeiten der Missionare auf Seiten des christgläubigen Volkes jede gesteigerte Hilfe und Unterstützung das Gleichgewicht hält . . .“

Pius XI.

„Wenn nur alle ihre Pflicht gehörig erfüllen, ein jeder an seiner Stelle, die Glaubensboten da draußen und die Christgläubigen daheim, dann geben Wir Uns der frohen Hoffnung hin, daß sich die heiligen Missionen rasch von den ungeheuren Schäden des Krieges erholen.“

Papst Benedikt XV.

Menschen Himmels und der Erde

Von Anna Rahser

(Schluß)

Mit einem Griff zog er die letzte Hülle weg — und wurde weiß wie ein Geist — und starrte auf die Staffelei — und rief sich die Augen, um den Spuck zu zerstreuen, den seine Sinne ihm vorgaukelten.

Tod und Himmel — was war das — für ein ungeheuerliches Spiel unheimlicher Mächte —?

Heinz Röll tat einen Fluch, der die Unterwelt ergökte. „Bei Zeus und Wotan, Mensch, das ist ein Scherz, dazu hol' dir lieber die Rattenleute von St. Bonifaz!“

Er sprang auf und wollte fort. Heinz griff nach seinem Arm. In seinem Gesicht war kein Blutstropfen. Er wollte sprechen, aber er brachte keinen Laut heraus.

„Laß mich!“ stieß Röll hin und riß sich los. „Eine Spinne hast du mir in den Pokal geworfen. Muß sehen, wie ich sie wieder heraus bekomme!“

Wie ein Trunkener hielt Arnold sich an der Stafflei. Wie im Traum hörte er Rölls Poltertritte die Treppe hinab und unten auf dem Pflaster verhallen. Er ließ sich auf einen Schemel hinfallen, um sich zu sammeln. Dann sah er scheu wieder zum Bilde hin, wie auf ein unheimliches Mysterium.

War er wirklich von Sinnen? Oder narrete ihn eine dämonische Vision?

Wo war die königliche Gestalt geblieben, die er mit Anspannung all seines Könnens in harten Tagen und Nächten ohne Schlaf und Nahrung auf die Leinwand schuf? Sie hatte ihm die Goldpforten des Ruhmes erschließen sollen.

Nun ragt an derselben Stelle ein graufiger Pfahl und an dem Pfahle hängt ein Menschenleib, in Todesqual zuckend und verkrümmt — der Heiland der Welt.

Arnold fühlte sich von einer unheimlichen Macht in die Knie geworfen. Ihm war, als risse eine absolute Gewalt ihn schmerzlich aus dem Erdreich los, in dem er sich in letzter Zeit, unter Heinz Rölls Einfluß, unselig verankert hatte. Dieses Losgerissenwerden tat weh. Er fühlte sich haltlos zwischen zwei Welten schweben, über sich den grollenden Himmel, vor sich den schauerlich gequälten Blick des Mannes am Kreuze.

Stundenlang lag er am Fuße der Staffelei wie zermalmt. Als der erste Tagesstrahl durch die Dämmerung brach, sah er scheu auf, ob die Nacht nicht das unheimliche Geheimnis auf der Staffe-

lei mitgenommen habe. Aber das zage Licht umleuchtete nur tröstlich den Dornfranz des toten Erlösers.

Arnold stand mühsam auf und sah wie ein Fremder um sich. Aber er suchte nicht nach seinem Bilde. Er rief auch niemand herbei. Es war ihm zumute, als wäre er von einer langen Reise aus einem fremden Lande in ein noch fremderes zurückgekommen und könne sich noch nicht zu rechtfinden. Aber er fühlte trotz allem eine merkwürdige Stille in und um sich, ob auch das unerklärliche Geschehen der Nacht noch in undurchdringlichem Dunkel lag.

Er löste das Bild mit bebender Hand der Staffelei, hüllte es ein, nahm noch einige Sachen aus seinem Zimmer dazu und schloß die Tür ab. Keinem, auch seiner Mutter nicht, sagte er, wohin er ging. Es wußte auch noch keiner, daß er von seiner Reise zurück war.

„Er schämt sich“, dachte Heinz Röll, als er nach Monaten immer noch nicht wiederkam.

„Er ist verschollen“, sagten bedauernd seine Freunde, wenn ihnen ein freigeibiger Zechkumpen fehlte.

„Er ist mir verloren“, stöhnte seine Mutter in Stunden verzweifelter Welt-schmerz, „verloren wie Elena.“

Als der graue Herbst Land und Menschen in Schwermut hüllte, ertrug Frau Grollitta ihr Verlassen sein nicht mehr. Sie brach über Nacht ihre Zelte ab und ging mit Dorotie auf Reisen.

Jeder Zug im hagern Gesicht des alten Professors war Spannung, herzpochende Erwartung. Seit einer Stunde ging er schon im großen Gartenzimmer des Pfarrhauses St. Markus auf und ab, sah hundertmal nach der Uhr, setzte sich, stand wieder auf und wartete wieder.

„Helena!“ Seit das kleine Briefchen eines Tages zu ihm kam: „Ich komme, Vater“, freisen seine Gedanken nur mehr um diesen Namen. Noch in dieser Stunde soll er sie in den Armen halten. Es war auch solch eine Stunde zwischen Tag und Abend vor siebzehn Jahren, als er sie zum letztenmale an sein Herz drückte. Wie ein Dieb hatte er sich in sein Heim gestohlen, in dem unholde Geister ihm das Herdfeuer ausgelöscht hatten. Noch einmal hatte er sein kleines Mädchen sehen wollen, ehe er mit dem Knaben in die große Einsamkeit seines Lebens ging. Er hatte die Dienerin, die er bis zur

Abreise ihrer Mutter hütete, bestechen müssen, als täte er ein Unrecht, sein Kind ans Herz zu drücken.

Helena hatte geweint, als er wie ein Schatten der Nacht an ihr Bettchen gekommen war und sie an sich gerissen hatte. Darum hatte er sich gleich wieder fortschleichen müssen. Noch nach Jahren hatte er dieses Weinen gehört, die letzte Klage des vaterlosen Kindes.

Erst seine Schwester, die Priorin Mechthildis, hatte ihm ein wenig Mut zum Leben wiedergegeben.

Die Tür flog auf. Ein junger Priester rief strahlend herein: „Sie kommen!“

Professor Linther mußte sich an der Tischkante halten, so schwindelte ihm. Er legte einen Augenblick die Hand auf die Stirn, um ruhig zu werden. Dann wollte er mit Ludwig zum Haustor gehen.

„Bleib nur hier im Zimmer, Vater. Es ist besser. Da sind sie schon!“

Ludwig ging hinaus. Draußen gingen Stimmen. Der Pfarrer und seine Schwester hatten Helene abgeholt, aber sie gingen an der offenen Tür vorbei.

Linther sah ein junges Mädchen im grauen Reisefleide hereinkommen. Einen Augenblick stand sie still auf der Schwelle und war dann mit ein paar Schritten bei ihm. Er hob langsam beide Arme, aber er sah alles wie durch einen Nebel.

„Vater!“

Helena schloß die Arme um seine Schultern. Tränen strömten über ihr Gesicht, und sie stammelte wieder: „Vater!“

Er wollte „Helena“ sagen, aber die Zunge lag ihm starr im Munde. Darum trank er nur ihren Anblick in sich und fühlte ihr warmes Leben in seinen Armen. Es war, als wenn über einen späten Sommertag die volle Sonne bricht und alles in Glanz und Wonne taucht.

„Kind!“ Er hielt ihr Gesicht von sich ab und sah sie lange und innig an. „Helena, das bist du? Endlich bist du da?“

„Ach ja, Vater. Ich wäre so gerne schon eher zu dir gekommen. Aber — es ging ja nicht. Aber jetzt bin ich bei dir. Endlich zu Hause. Immer bin ich in der Fremde gewesen!“

Sie bezwang die Tränen, denn es klopfte. „Ja, Ludwig, komm nur“, rief Linther.

Helena ging zögernd dem Bruder entgegen. Er war bei ihrer Ankunft im Hintergrunde geblieben, weil er das erste Wiedersehen dem Vater allein lassen wollte.

Helena nahm seine Hände, die er ihr entgegenstreckte. „Bruder!“ Sie fühlte sich befangen. Dieser junge Missionar

mit dem feinen, durchgeistigten Gesicht war eines Blutes mit ihr?!

„Kennst du den Ludwig nicht mehr, kleine Leni?“ half er ihr über die erste Fremdheit weg, aber die Bewegung zitterte ihm doch in jeder Faser.

„Wir waren noch so klein damals. Ich habe nicht mehr das leiseste Erinnern. Wie habe ich auch ahnen können —!“ Sie sah einen Schatten im Gesicht des Vaters und lenkte ab. „Du warst ja auch viel älter als ich.“

Er zog eine wichtige Miene. „O ja. Ich war der große Bruder und du noch ein winziges Baby, aber ein artiges. Wenn du mal weintest, selten zwar, äffte ich es dir nach, anstatt dich zu trösten. Solch ein Nichtsnutz war der Ludwig, nicht war, Papa Linther?“

Papa Linther widersprach lächelnd.

„Erinnerst du dich noch, Helena, als Ludwig bei euch in der Peterskirche predigte? Du sahest am ersten Pfeiler und trugst einen schwarzen Hut und ein weißes Kleid. So war es dir von der klugen Oberin von St. Margareten vorgeschrieben. Beim Hinausgehen ließ ein alter tapsiger Mann seinen Stock fallen und von dir aufheben. O Kind, das war ein Augenblick! Und ich mußte dich doch laufen lassen.“

Helena schlug die Hände zusammen. „Lieber Himmel, das warst du! Mein Vater war das, und er ließ mich wieder fremd in die Fremde gehen! Die schlimme Tante Priorin! Ich begriff nicht, warum sie mir das weiße Kleid und den schwarzen Hut verordnete. Sie kann lächelnd blindes Gehorchen verlangen.“

„Ja, das weiße Kleid und der schwarze Hut am letzten Pfeiler wären schuld gewesen, wenn ich, — es war nahe dran — in meinen kanibalischen Betrachtungen stecken geblieben wäre“, drohte Ludwig scherzend. „Ich habe schließlich die Augen zumachen müssen, aber das Gesicht unter dem schwarzen Hut und das kleine Mägdlein in einer versunkenen Wiege waren mir trotzdem immer vor den Augen.“

„Und ich armes Waisenkind ahnte nicht, daß ich mitten in einem richtiggehenden Komplott saß.“

„Nein, das dachtest du sicher nicht, daß der Schwarze da oben auf der Kanzel derselbe war, der dir einstmals deine schwarzbezopfte Puppe ins Fichtennadelbad steckte und einen väterlichen Straf-arrest dafür verbüßte?“ beichtete Vater Ludwig zerknirsch. „Ich habe es danach auch nur ein paarmal wieder getan.“

Jetzt war der Bann gebrochen. Helena lachte glücklich. „Solch ein Held bist du damals schon gewesen? Du mußt mir noch viel von jener Zeit erzählen.“

„Lieber nicht. Wer belastet sich gerne selber? Laß es dir lieber vom Vater erzählen. Einmal habe ich dich aber ganz lieb mit „Hänsel und Gretel“ in den Schlaf gesungen.“

„Das war nett von dir“, kam der Pastor dazwischen. „Aber heute brauchst du das nicht zu tun.“ Er wandte sich zu Linther, seinem Studienfreunde und Heimatgenossen: „Nun kannst du doch wahrlich mit dem Geschick, oder vielmehr mit der Vorsehung zufrieden sein.“

„Ja, ich will nun mein „Nunc dimittis...“ singen, ich alter Mann.“

„Dann singen wir: „Ad multos annos!“ Auf noch viele Jahre! Du fängst noch einmal an zu leben.“

„Um bald wieder kinderloser als zuvor zu sein“, seufzte der Professor schwer. „Denkt euch, ich habe meine Tochter nur wiedergefunden, um sie bald wieder wegzuschicken.“

Die Pfarrschwester staunte:

„Ah, und wer ist der Glückliche, wenn man es erfahren darf?“

„Ratet.“

Der Pfarrer wiegte den Kopf. „Wie ein Bräutchen, das von Hochzeit und Ehegeigen träumt, sieht das junge Fräulein Helena eigentlich nicht aus.“ Er hob drohend den Finger gegen Ludwig: „Du wirst dein Schwesterchen doch nicht angesteckt haben!“

„Und wenn ich es hätte, Neue empfinden ich darum nicht“, lächelte er launig. „Aber da wird die Tante Priorin wohl schuldiger sein als ich. Abgesehen, wenn ein Gewächs sich in wesensfremdem Erdreich so entschieden behauptet, wird es wohl von Anfang an eigene Wurzeln gehabt haben.“

Am anderen Morgen reiste Professor Linther mit seinen Kindern in sein stilles Heim am Main. Sie wollten hier die drei Tage, die Ludwig noch bis zur Abreise verblieben, in glücklichem Beisammensein verbringen.

Das Jahr, das Linther nach Ludwigs Abschied noch mit seiner Tochter zusammen verlebte, entschädigte ihn für all die Jahre der Vereinsamung. Umso schwerer fühlte er dann das Opfer der Stunde, als sie um seinen Segen bat für ihren Beruf. Manche Stunde vorher hatte er mit dem Herrgott um sie gerungen. Als er endlich sein „Fiat“ sprach, sprach er es ganz. Helena blieb ihm ja doch zu eigen. Einmal hätte er sie doch hergeben müssen. Ein irdischer Brautwerber hätte sie vielleicht ganz für sich genommen, und ihm wäre nichts geblieben, als fern zu stehen und sich bescheiden.

Als er am Einflebungstage Abschied nehmen wollte, wunderte er sich selber, daß neben dem Schmerz, sie lassen und in ein neues großes Einsamsein zurückkehren zu müssen, eine hehre Freude war, daß das Glück solcher Erwählung seine beiden Kinder getroffen hatte. Der Himmel wußte wohl warum. Vielleicht sollten sie der Preis sein für andere. Der Gedanke an die ferne, irre Mutter seiner Kinder war der einzige Vermuthstropfen, der in den heiligen Freudentelch dieses Tages fiel.

„Laß und doppelte Garben ernten, Vater“, sagte Helena, nun Schw. Brigitta, beim Scheiden, „daß wir ihnen einmal mitgeben können, wenn sie vielleicht mit leeren Händen stehen sollten.“

Er nickte. „Gott segne deinen Opfer Sinn, mein Kind!“

Linther kehrte einsamer, aber nicht allein und auch nicht ärmer, in sein Heim zurück.

Kurz darauf rief ihn eine Nachricht seiner Schwester nach St. Margareten. Er wunderte sich über ihren Todesernst. Sie hatte zwei Briefe für ihn. Der erste meldete die schwere Erkrankung einer Madame Gorlitta. Syphus. In einer Nachschrift vom selben Tage schrieb er von Doroties Tod.

Der zweite Brief war von Hermine Gorlitta selber. Er war kaum leserlich.

„An Gerhard Linther.“

Es ist nicht mehr Hermine Gorlitta, die Pflichtvergessene und ruhelos Irrende, eine kranke, gebrochene, kinderlose, von aller Welt verlassene Frau ist es, die Dir zu schreiben wagt.

Wenn Du auf eine Vergeltung gewartet hast, Gerhard Linther, so kannst Du zufrieden sein. Aber ich weiß, Du hast es nicht getan. Ich kenne Dein großes Herz, das mir für tausend Dornen, mit denen ich Dich verwundete, nicht einen zurückgab. Ich habe Dich dafür geschmäht, aber immer nur mit dem Munde, nie mit dem Herzen. Ich fühlte, daß ich die Liebe zu Dir niemals in mir töten könne, darum wollte ich sie mit Galle ausbrennen. Sie störte mich auf meiner glänzenden Irrbahn. Wenn Du es ahnen könntest, wie ich in mancher Nacht und in trostlosen Stunden des Tages, wenn mich das bunte Treiben und jene andere, aus Verrat geborene Liebe den letzten Frieden nahm, nach einem verlorenen Paradies geweint habe! Aber ein Dämon verschloß mir immer wieder den Weg zu den heimlichen Winkel meiner Seele, wo die Erinnerung wie eine heilige Flamme brannte. In solchen Stunden war Helena mir ein beständiger Vorwurf. Sie war mein Gericht. Da-

rum liebte und haßte ich sie, weil sie Dein Kind war und meinem Wesen fremd. Als sie dann von mir ging, erlosch mir das letzte Licht. Ich habe ihr nachgestöhnt wie ein Dämon dem letzten Himmelslichtschein. Mein unseliger Hochmut wehrte mir auch da noch das „Mea culpa“. So trieb mein wrackes Schiff tiefer in die Unheilsströmung. Als ich es schon gestrandet glaubte, da hat ein Mächtiger mit einem Schlage in die Segel gegriffen und es an seinen Strand

geraumer Zeit zurückkam, war er nicht mehr im Sprechzimmer. Sie ahnte wo er war. An solchen Meilensteinen des Geschehens konnte er nur mit Einem zu Rate gehen.

Erst nach einer guten Stunde kam er aus der Kapelle zurück. Die Priorin staunte über seine Gefaßtheit, ja Heiterkeit. Er war in der Überwindung Meister geworden.

„Was gedenkst du nun zu tun?“ fragte sie, als er immer noch schwieg.



P. Veda RMM. inmitten seiner Gemeinde in St. Agnes, Südafrika

geworfen. Da liegt es nun zerschellt. Aber ich segne die Hand, die es zerschlug. Sie hat mich in eine harte Schule genommen. Alles, was ich lieb hatte, habe ich hergeben müssen. Die Welt, um die ich einstmals eine ehrlose Frau und Mutter wurde, hat mich vergessen, seit ich ihr mein letztes Lied sang. Ich habe ihr nachgeweint und -gegrollt. Seht nicht mehr. Als ich verlassen und elend auf den Trümmern meines Lebens saß, da hat Gott sich über mich erbarmt. Wirßt auch Du es tun? Ich bin mit Gott und aller Welt im Frieden. Nur nicht mit Dir, und Dich habe ich am schwersten verwundet. Wirßt auch Du das Wort der Vergebung sprechen? Dann will ich getrost meine Augen in der Fremde schließen.

Um dieses Wort bittet Dich demütig Hermine.

Schwester Mechtildis ließ ihren Bruder mit den Briefen allein. Als sie nach

„Was anderes, als was der Hausvater tat, da er ein verloren Geglaubtes wieder fand.“

„Das Wort lohne dir der Herrgott! Es ist doch so, er läßt sich von seinen Menschenkindern immer noch nichts schenken, ohne daß er es ihnen doppelt wiederschenke.“ Sie lächelte. „Er hat auch seinen Stolz.“

„Wäre ich nicht ein alter Mann, mit dem nächsten Südländszuge führe ich zu ihr. Es muß tröstlich sein, im Abendrot Frieden zu machen. Ich habe ja auch an meine Brust zu klopfen. Bisher hatte ich noch nicht den Mut, es vor Menschen zu tun. Vor dem Herrgott und mir erkannte ich es schon lange. Wer sich eine Nachtigall ins Heim nimmt, darf sie nicht gefangen setzen, oder sie wird krank und flüchtet ihm davon. Das muß ich ihr, Hermine, noch sagen, ehe ich sterbe.“

Die Nonne schwieg, weil sie ihm im stillen recht gab. So friedlich und be-

ruhigt hatte sie ihn noch nie von sich gehen sehen in all den Jahren. Sie war froh, denn auch sie fühlte ihr Leben zur Reize gehen. Es ist so schön, wenn vom Abendhimmel die Wolken weichen und die Sonne friedlich heimgehen kann.

Am Tage der „Sieben Schmerzen“ legte Helena Linther den weißen Novizenschleier ab und tauschte den schwarzen Profeschleier dafür ein. Die Zeit ersten Brautglückes war vorüber. Jetzt galt es ernstere Wege, vielleicht Dornenpfade gehen. Die Weinberge wartete der Winzer. In fremden Fernen standen heiße Ernten, und die Schnitter fehlten.

In einer dieser Ernten band Helenas Bruder Ludwig lang schon seine Garben. Auch sie zog es dahin, aber sie mußte noch auf den Ruf des Hausvaters warten. Darum war seit dem Profestage wieder das Heimweh in ihren Augen, das sie einstmal zum Fremdling machte in ihrer Mutter Hause.

Nun erging, ehe sie es recht erhofft, doch der Ruf an sie und sieben Gefährtinnen: „Kommet auch ihr in meinen Weinberg!“

Am Tage vor der Abschiedsfeier wurde von den Missionaren des nahen Missionsklosters ein neues Altarbild in der Kapelle der Missionschwestern aufgestellt. Ein junger Künstler, der seit Wochen Gast der Mönche war, hatte es gemalt.

Vor Beginn der kirchlichen Abschiedsfeier wurde das Bild enthüllt. Es war ein Vesperbild, die Schmerzensmutter mit ihrem toten Sohne auf dem Schoße.

Es ging ein lautloses Bewundern durch die Menschen in der Kapelle. Weinen, Schluchzen. Die Väter und Mütter der scheidenden Missionarinnen mochten fühlen, wie klein ihr Weh gegen den Jammer der Mutter war, die ihren Einzigen hergeben mußte an ein schauerliches Los.

Im Hintergrunde der Kapelle kniete ungekannt und unbeachtet der Schöpfer des Werkes. Er hatte den Kopf tief in die Hände vergraben und schaute erst auf, als der alte Vater Klemens das große Pauluswort in die Stille sprach: „Ich habe euch vor der Welt auserwählt, damit ihr gehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe.“ Der Fremde war sehr bleich. In dem hagern Gesicht waren nur die Augen lebendig. Der Blick, der darin leuchtete, und die Seele, die aus ihnen schaute, mochten durch manche Nacht gegangen sein. Niemand beachtete ihn als der Vater Rektor, der ihn von der Kanzel her dann und wann flüchtig streifte. Alle lauschten den Worten des im See-

lenfischfang erfahrenen Missionars, der vom „Feuerbrand Christi“ entzündet schien. Er goß heilige Unrast in die Seelen und nahm das letzte Zagen und Bangen aus den Herzen der Väter und Mütter der Scheidenden. Er wußte, in dieser Stunde war keiner unter seinen Hörern, der nicht, wie der große Apostel, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Gefähr und Verfolgung für nichts erachten würde um der Menschenseelen willen.

Die Feier war längst zu Ende, die Kapelle einsam, da kniete am letzten Pfeiler immer noch der fremde Beter. Erst nach einer halben Stunde erhob er sich, ging um das Kloster herum und ließ sich an der Pforte bei der Oberin melden.

Schwester Brigitta verlebte diese letzten wehmütigen Stunden vor dem großen Abschied mit ihrem Vater allein in der Mariengrotte des Klostergartens. Es war ein stiller heller Vorlenztag, wie die Erde sie gibt, ehe sie sich neugebietet zu neuem Fruchtbringen.

Schwester Brigitta sah dem Vater heimliche Sorge an. Drei Jahre waren nun schon dahin, seit die sieche Mutter aus Lugano geschrieben hatte. Linther hatte ihr damals einen Brief voll verstandener und verzeihender Liebe geschrieben. Das war Erlösung gewesen für die einsame Frau, die am Glanz und Leid der Welt und an sich selbst zerbrochen war. Aber dem Manne, den sie verraten und verlassen, wieder unter die Augen kommen, das, schrieb sie, sei ihr unmöglich. So gut könne nur ein Herrgott zu Menschen sein. Sein Anblick würde ihr eine ständige Reue sein. Sie würde nur eine Last für seine alten Tage bedeuten und müßte an seiner Großmut vergehen.

Kein Bitten und Drängen hatten sie bis jetzt umzustimmen vermocht. Schwester Mechtildis schrieb ihr, wie Gerhard sich deshalb gräme und welch friedvollen Feierabend sie bei ihm verleben könne. Sie berichtete ihr von der Erwählung und von dem Wirken ihrer beiden Kinder und zuletzt von Helenas bevorstehendem Abschied.

Sie schrieb zurück, sie sei nicht wert, solchen Kindern Mutter zu sein. Sie fühle sich von ihnen gerichtet. Wenn Gott ihr gnädig sein wolle, möge er sie ihr für die Ewigkeit wiederschicken, weil sie sie für die Erde verscherzt habe.

Seit diesem Briefe waren wiederum drei Monate vergangen. Schwester Brigitta riet ihrem Vater eben, an den zuständigen Pfarrer in Lugano zu schreiben, da wurde sie ins Sprechzimmer gerufen. Sie wunderte sich. Wer in aller

Welt mochte ihr hier etwas wollen.

„Es wird wohl niemand sein, den es vor der Zeit nach deinem Leben hungert“, scherzte Linther. „Schenk nur nicht zuviel von dieser kostbaren Stunde weg. Dein alter Vater fängt an, ein knauseriger Egoist zu werden.“

Im Sprechzimmer kam ein Fremder langsam auf Schwester Brigitta zu, sah sie tief und lange an und sagte leise:

„Elena!“

Sie fühlte sich von einer großen Erregung gepackt und wußte doch nicht, wo sie den Unbekannten je gesehen haben sollte. Nur die Stimme — und die Augen! — Das magere, schmale, tiefgebräunte Gesicht — war ihr fremd. Oder — doch nicht?

Er sagte noch einmal langsam und beschwörend: „Elena!“

Die Stimme war so nah und kam ihr doch wie aus weiter Ferne. Und pochte so vertraut an ihre Seele.

Sie griff nach Arnolds beiden Händen: „Mein Gott, ist es denn wirklich wahr? Arno?“

Er lächelte ernst: „Ja, wirklich und wesentlich dein schlimmer Bruder.“

Sie schüttelte unbegreifend den Kopf. „Alle hier glauben, das wäre der Künstler, der das Vesperbild gemalt hat. Ich verstehe nicht. . .“

„Nein, du verstehst nicht, daß der Mann, der einstmals ein Bild des Lasters malte, nun den heiligsten Schmerz auf die Leinwand bannen konnte. Elena oder Helena“ — „Brigitta“, lächelte sie, — „also Brigitta, erinnerst du dich nicht mehr der Stunde, da du mich um das Bild der Sünde anflehtest, für das ich im Begriffe war, meine Seele zu verkaufen? Und wie ich es dir versagte und dir versprach, dafür einmal ein anderes zu malen, ein ganz frommes. Es war ein billiges verträsten damals. Nur weil ich dich los sein wollte, tat ich es. Ich ertrug deinen reinen Richterblick nicht. Du hast recht, die Hölle selbst mußte Vate gestanden haben zu der unglückseligen Idee.“

Er hielt inne und trat ans Fenster, das auf den Klosterhof hinausging, um sich zu sammeln. Seine Schwester unterbrach ihn mit keinem Worte. Sie war zu erschüttert. In die Knie hätte sie sinken mögen vor der weisen Leitung der Vorsehung.

Arnold kam zurück und setzte sich ihr gegenüber. „Ja, Brigitta, die Hölle hatte diesen Plan erdacht, aber der Himmel erdachte einen andern. Immer noch steht das Kreuz auf gegen die Dämonen. Als ich dieses Kreuz wie ein unbegreifliches Mysterium vor mir aufstehen sah, an

derselben Stelle, wo vorher das siebenfache Laster prangte, da habe ich mich unter den Schauern eines unheimlichen Weltgerichtes gefühlt. Ich sage es dir erst heute, Helena, ich war immer noch guten Willens. Ich mußte meine Seele, mein besseres Sein in Ketten halten, als ich das Bild malte. Ich wollte Gold erraffen, ich wollte mir von den Schätzen der Welt eine Rüstung erkaufen und in dieser dann vielleicht für Gott kämpfen. Der Anblick des Weltheilandes, der wund und nackt sein letztes Gewand hingegeben hatte, zerriß wie ein Blitz diesen Wahn in meiner Seele. Und dennoch wand ich mich vor ihm. Und dennoch floh ich noch vor ihm, aus einer Fremde und Heimatlosigkeit in die andere. Er hat mich überall wiedergefunden. Als ich endlich müde war vom Widerstand, da war seine Stunde gekommen. Da habe ich meinen „Ananias“ gefunden. Der hat mir die letzte Binde von den Augen genommen. Du hast nun dein Bild, Schwesterchen. Bist du mit mir zufrieden?“

Jetzt erst begriff Schwester Brigitta ganz. „Ah, du bist also doch der geheimnisvolle Klosterknecht drüben, der Freund des Pater Klemens?“

Er nickte lächelnd. Dann nahm sie seine Hand: „Hast du mir sehr gegrollt damals, als du deine Arbeit so plötzlich vernichtet fandest?“

„Wie konnte ich? Ich hatte ja keine Ahnung, wie das Unglaubliche sich begeben hatte. Ich fühlte mich im Banne eines unheimlichen Geschehens. Noch nach Wochen lebte ich in einer unwirklichen Welt zwischen Leben und Tod. Als mir dann eine Ahnung kam, wie das Wunder geschehen sein mochte, suchte ich dich, aber ich fand deine Spur nicht mehr. Auch Mutter und Dorotie waren verschwunden. Du weißt ja, wie von jeher unser Heimathaus auf Sand gebaut war.“

„Weißt du, daß Dorotie —?“

Er nickte. „Sie hat es besser als ich. Hätte ich auch in jenem Hafen landen können, es wäre mir Wonne gewesen.“

„Der Himmel hat es gut mit ihr gemeint. Sie war so freudlos. Sie wäre nie mit dem Leben fertig geworden, aber das Leben vielleicht einmal unglücklich mit ihr. Sie wäre gern und friedlich hinüber gegangen, schrieb der Priester, der ihr beigegeben hat. Nur ist Mutter dadurch noch einsamer geworden. Wir haben große Sorge ihretwegen.“

„Nicht mehr lange“, sagte er bedeutungsvoll.

„O Arnold, du weißt mehr!“

„Das muß ich wohl. Ich bin ja ihr Abgesandter. Mir bangt nur noch, zu deinem Vater zu gehen und . . .“

Helena fiel ihm ins Wort: „Sie ist hier! Ich sehe es dir an! Wo ist sie! O, Gott ist gut! Nun wird mir der Abschied leichter!“

Sie faßte bittend seine Hände. Da konnte er nicht mehr schweigen und verriet ihr, daß die Mutter bereits in einem nahen Gasthof sei und auf Kunde warte.

Helena strahlte. „Rasch, hole sie. Je eher, je lieber. Ich gehe unterdeß zum Vater und bereite ihn vor.“ —

Die vierte Stunde hallte vom Kloster-turme, da fuhr ein geschlossener Wagen an der Pforte vor. Eine verschleierte Dame stieg aus, sorglich gestützt von dem jungen Gast des Klosters.

Hermine Gorlitta wollte vor dem Manne, der ihr in der Tür des Sprechzimmers entgegentrat, niedersinken, aber er hielt sie an beiden Händen hoch und führte sie zu einem Polster. Er setzte sich neben sie auf einen Stuhl und sah sie lange und stumm an. Dann mußte er den Kopf einen Augenblick auf die Stuhllehne stützen, so schwer ging sein Atem und so jäh jagte ihn die Er-schütterung in Schwindel.

Erst als er das fassungslose Schluchzen hinter dem schwarzen Schleier vernahm, zwang er die Wirrnis nieder und löste ihr sanft den Schleier.

„O Hermine, — das bist du!“

Sie hielt die Hände vor das tränen-überströmte Gesicht und weinte tonlos in sich. Er konnte es nicht fassen, daß Zeit und Leid und Schuld Menschen-schönheit so hatten zerstören können. Dieses volle, fast gedunsene Gesicht sollte das liebevolle Antlitz des frischen Waldkinds von einstmalig sein, das so manches Lied in seinem stillen Heim gesungen — und dann still, für immer still für ihn geworden war?

Er fühlte ein unsägliches Erbarmen. Was sie auch an ihm gesündigt haben mochte, er erkannte in dieser Stunde, sie hatte unendlich mehr gelitten als er.

Wie ein väterlicher Freund nahm er die weinende Frau in seine Arme. Die Schuld der Jahre versank. Er sah nur mehr das haltlose, zerbrochene Geschöpf, das an tausend Rissen gestrandet, wie ein Wrack ohne Steuer und Segel an seinen Toren gelandet war.

„Still, Hermine“, sprach er wie zu einem kranken Kinde. „Du bist ja wieder daheim. Nun sieh mich doch einmal an. Es ist ja alles nun so gut geworden. Sieh, hier kommt Helena.“

Sie fühlte sich von zwei Armen um-fangen und ein heißes Gesicht an dem ihren. „Mutter, liebe Mutter!“

Ein großer Blick, — das waren noch die schönen Augen der jungen Hermine Linther — ein atemloses Staunen; daß diese junge Nonne mit dem Missions-kreuz auf der Brust wirklich ihr Kind sei, — Elena. Sie sah sie stumm und scheu an, wie ein Nachtwanderer einen Lichtengel. Sie mochte der Stunde denken, als dieses Kind sie um ein einziges Wort der Liebe bot und sie es von sich wies. Aber — das war jene fremde Hermine Gorlitta gewesen, die sie jetzt nicht mehr kannte.

Sie trocknete endlich die Tränen von ihrem Gesicht und richtete sich ein wenig auf. „Ich kann soviel Großmut und Liebe kaum ertragen“, preßte sie heraus und sah von Helena zu ihrem Man-ne und dann wieder gequält vor sich nieder.

Linther nahm ihre Hand. — Schwester Brigitta ging, um Arnold zu rufen, der das Wiedersehen nicht hatte stören wollen. „Auch ich habe ein „Mea culpa“ zu sprechen, Hermine“, sagte Linther verhalten. „Ich hätte deiner Jugend und Lebensfrische, deiner Eigenart und Lebensfremdheit mehr Rechnung tragen sollen. Der Lerche muß man ihre Lieder lassen, sonst krankt sie auch im goldenen Käfig. Könnten wir noch einmal von vorn anfangen, Hermine, du würdest nicht bei Fremden um ein Liedchen-singendürfen zu betteln brauchen. Aber das ist nun alles vorbei. Irgend ein Friedensglöcklein wird nun doch noch in unsern Abend läuten. Unsere Kinder —.“

Da war es, als käme eine ferne, ver-flungene Weise aus längst versunkenen Wäldern zu den beiden Menschen in der stillen Klostersruhe . . .

Frau Hermine hob den Finger und lauschte. Es war das Klosterglöcklein, das zur Komplet rief.

„Welch ein Frieden!“ flüsterte sie verloren.

Linther faltete die Hände: „Komm, Hermine, wir wollen unser Abendgebet sprechen!“

liens 4770 Jünglinge sich für den geistlichen Beruf entschieden haben, 1327 be- reiten sich auf den Ordensberuf vor, 689 obliegen Missionsstudien und 2700 wol- len in den Weltklerus eintreten. Etwa 200 000 junge Leute hatten an den Kur- sen der Katholischen Aktion teilgenom- men und ungefähr 100 000 an den Vor- lesungen für religiöse Kultur. Pius XI. wandte sich in einer längeren aufmun- ternden und aner kennenden Rede an die jungen Mitglieder der Katholischen Ak- tion und ging dabei das ganze Feld ihrer Bestrebungen durch. Der Heilige Vater erwähnte dabei auch die Presse der Ka- tholischen Aktion.

Neue Heiligsprechungen. Im Vatikan tagte in Gegenwart Pius XI. die Gene- ralkongregation der Ritenkongregationen zwecks Prüfung der Wunder im Kanoni- sationsverfahren des seligen Andreas Hubert Fournet, eines französischen Theologen und Stifters der Genossen- schaft der Töchter vom hl. Kreuz, dessen Seligsprechung im Mai 1926 stattfand. Aus der Sitzung der Generalkongrega- tion der Riten geht hervor, daß die Beratungen der Ritenkongregation schon weit fortgeschritten sind, und daß n. r. noch ein vom Papst zu erlassendes De- krete notwendig ist, um die Kanonisierung feierlich auszusprechen. Voraussichtlich findet dieselbe 1933 statt, in welchem

Jahre wahrscheinlich auch mit der Heilig- sprechung des Stifters der Salesianer, Don Bosco, und des sog. Gnadenkinds von Lourdes, der Seligen Bernadette Soubirous, rechnen kann.

Mitgliedsbewegung in der Deutschen Jugendkraft. Die neuesten statistischen Ermittlungen zeigen ein starkes An- wachsen der DJK. In 4489 Abteilungen wurden 1930 gezählt 220 625 aktive Mit- glieder; 1932 dagegen 253 494; erwerbs- losen Mitglieder rund 85 000. Neben die- ser aufsteigenden Linie der Mitglieder- kurve geht ein technischer Ausbau der DJK Hand in Hand. Die DJK besitzt heute 1229 eigene Sportplätze (gegen 283 im Jahre 1930), dazu kommen 2705 Pachtplätze. Ferner: 387 eigene, 1446 gepachtete Turnhallen; 3 eigene, 205 ge- pachtete Hallenbäder; 47 eigene, 272 ge- pachtete Freibäder; 14 eigene, 24 gepach- tete Tennisplätze; 23 eigene, 62 gepach- tete Schießplätze.

Man erlieht aus diesen Zahlen, daß die DJK heute in der deutschen Sport- bewegung ein wichtiges und bedeutendes Glied geworden ist. Zudem ist sie die einzige Bewegung, die in enger Zusam- menarbeit mit allen katholischen Volks- kreisen die sittlichen Forderungen auch in Sport und Spiel im christlichen Sinne erfüllt.

Gebetserhörungen

Es werden nur solche Gebetserhörungen angenommen, welche die volle Unter- schrift und den Wohnort des Einsenders tragen. Für die Geheimhaltung der Na- men bürgt das Redaktionsgeheimnis. Allen wunderbaren Ereignissen, von denen in dem Hefte die Rede ist, gebührt nur menschliche Glaubwürdigkeit und soll damit dem Urteil der Kirche nicht vorgegriffen werden.

Moskau: Mt. . . . Mosen zum Dank dem hl. Jud. Thadd. für erhaltene Gnaden.

Maria S.: Dank dem hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. und dem hl. Johannes für Erhörnung in einem Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe und Arbeit.

Kieselbach, Stmk.: Vielen Dank dem hl. Her- zen Jesu, den hl. Wunden Jesu, der lieben Gottesmutter von Lourdes, der kleinen hl. The- resia und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen. Veröffentlichung war ver- sprochen.

Wildom, Stmk.: Dank der lieben Gottesmutter v. d. Immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, der kleinen hl. Theresia und dem seligen Br. Konrad für erlangte Gesundheit. Als Dank Taufe eines Hei- denkinds.

Elz: Dank U. E. Frau von Lourdes für Er- hörung in einem großen Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe in sonstigen Angelegenheiten.

Küsbach: Dank dem hl. Jud. Thaddäus, dem hl. Joseph u. der lb. Mutter vom göttl. Herzen für Erhörnung in einem großen Anliegen.

Ww. G. in P.: Dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und allen Heiligen herz-

lichsten Dank für erlangte Hilfe in schweren An- liegen.

M. St. L.: Herzlichen Dank der lb. Mutter Gottes und der kleinen hl. Theresia für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen.

S. S.: Mt. . . zum Dank für Erhörnung in wichtigen Anliegen auf die Fürbitte der lb. Got- tesmutter, des hl. Joseph und des hl. Antonius.

Osterfeld: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Jud. Thadd. u. dem hl. Antonius für auffallende Hilfe in schwerem Anliegen.

Griesborn: Sende Fr. . . als Antoniusb. dt, als Dank dem hl. Antonius für Hilfe in schwe- rer Krankheit.

Horresien: Herzlichen Dank für die Sachen „Vergelt's Gott!“ Wir können beides gut ver- wenden. Die hl. Messen werden gern besorgt!

Dank dem hl. Herzen Jesu, Mutter Gottes, hl. Joseph, hl. Jud. Thadd. u. dem sel. Br. Konrad für erlangte Hilfe.

Für Erhörnung in schwerem Anliegen sage ich dem hl. Herzen Jesu, der unbes. Empfängnis, dem hl. Judas Thadd., dem sel. Don Bosco, hl. Antonius und der hl. Theresia innigsten Dank.

Gebetsempfehlungen

Für die an dieser Stelle empfohlenen Anliegen wird in allen Häusern der Mariannhiller Missionare eine neuntägige Andacht vom 1.—9. jeden Monats gehalten. Die Leser mögen ihre Gebete mit denen, die die Andacht halten, vereinigen.

Thellheim: Bitte ums Gebet um Reinerhaltung der Jugend in schweren Kämpfen, um glückliche Standeswahl und sonstigen Anliegen.

Th.: In schwerem Augen- und Nasenleiden. Eine schwerkranke Frau bittet ums Gebet für sich und ihre Tochter um Hilfe in schwierigen Anliegen.

Bitte um eine Novene zu Ehren des hl. Joseph in einem Anliegen. Veröffentlichung und Almosen ist bei Erhörnung versprochen.

Brand: Ein Verg.-Leser bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia v. A. I. um besseren Geschäftsgang und Arbeit. Bei Erhörnung Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Eine Mutter bittet ums Gebet zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe u. zum hl. Joseph für ein verstandloses Kind.

N.: Man bittet herzlich um eine Novene zu Ehren des hl. Jud. Thadd., der hl. Rita und des sel. Br. Konrad in großem Kummer und schweren Anliegen.

Goch: Eine Familie bittet um eine Novene zur göttl. Vorsehung und zur hl. Mutter Anna in einem Anliegen. Bei Erhörnung Tausende eines Heidenkinds versprochen.

Bochholte: Ein Wohltäter unserer Mission bittet um eine Novene in einem schweren Leiden.

Heiligen: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum kostbaren Blut Jesu Christi, der lieben Gottesmutter Maria, hl. Joseph und zum hl. Judas Thaddäus in einem Anliegen.

Eine Abonnentin bittet ums Gebet zum hl. Antonius in einem Anliegen. Antoniusbrot versprochen.

Lassenberg: Eine Verg.-Leserin bittet innig ums Gebet in einem schweren Anliegen. Ferner bittet sie um eine Novene zur allerbsteigsten Dreifaltigkeit, zur lieben Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zur hl. Mutter Anna, zur hl. Theresia v. A. I., zum hl. Jud. Thadd. und zu den armen Seelen. Bei Erhörnung drei Heidenkinder versprochen.

Mose: Bitte ums Gebet zur hl. Dreifaltigkeit, zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zu den armen Seelen und allen Heiligen, um Hilfe bei Erlernung eines Berufes. Bei Erhörnung Almosen.

Oppeln: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu u. Maria, zum hl. Jud. Thadd. hl. Benediktus, zur hl. Rita, hl. Theresia v. A. I., zum Pater Paul von Moll u. Pius X., um Hilfe in schweren finanziellen Anliegen, guten Geschäftsgang, Frieden in der Familie und Sinnesänderung eines Sohnes.

N. D.: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia u. den armen Seelen um guten Erfolg einer schweren Sache. Bei Erhörnung Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Altshalkowit: Anbei M. . . mit der Bitte ums Gebet um Erlangung der Gesundheit.

Petersdorf: Anbei Almosen mit der Bitte ums Gebet zum hl. Antonius um Hilfe in einem Anliegen.

R. S. I. R.: Bitte ums Gebet, um Stelle und Verdienst zu erhalten in meinem Berufe.

N. A. I. Pih.: Bitte ums Gebet in schwerem Seelenleiden und um Hilfe in wirtschaftlicher

Angenamt: Bitte ums Gebet zum hl. Jud. Thadd. in einem schweren Anliegen. Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Walzburg: Bitte ums Gebet für meinen Mann, damit er bald wieder gesund wird.

O. A. I. R.: Sendet Beitrag für ein Heidenkind und bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zum hl. Judas Thadd. u. zur hl. Theresia in verschiedenen Anliegen.

N. A. I. Sch.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet um Sinnesänderung ihrer Schwester und eines Familienvaters, der auch der Trunksucht erlegen ist.

N. A. I. M.: Eine Mutter mit 5 Kindern bittet um das Gebet für den geisteskranken Vater.

N. A.: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph u. hl. Antonius um Hilfe in Verleumdung, Gehässigkeit und schweren Ehezerwürfnissen. Bei Erhörnung Veröffentlichung und Loskauf eines Heidenkinds.

Neurode: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, hl. Antonius, hl. Joseph und zur kleinen hl. Theresia um Hilfe in der Familie und Befreiung von schwerem Kummer eines Sohnes.

M.: Ein Verg.-Leser bittet ums Gebet und eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter Maria, zum hl. Joseph u. zum hl. Antonius, um Fortschritt im Studium und Befreiung von schwerem Seelenleiden.

Bauerwig: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Theresia v. A. I., zu Pater Pius X. u. allen Heiligen um baldige Hilfe in großer Geldnot und verschiedenen Familienanliegen. Bei Erhörnung Almosen versprochen.

Angenamt: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe u. zum hl. Antonius um baldige Beendigung und guten Ausgang eines Prozesses und um Hilfe in sonstigen schweren Anliegen. Anbei ein Heidenkind.

Angenamt: Eine kranke Mutter bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Antonius, hl. Joseph, hl. Augustinus, zur hl. Theresia v. A. I. und zu den hl. 14 Nothelfern um Hilfe in einem Nervenleiden und um glückliche Heirat der Tochter. Bei Erhörnung Almosen versprochen.

N. A.: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia v. A. I. u. den hl. 14 Nothelfern um Hilfe für den nervenkranken Mann. Bei Erhörnung Almosen und Heidenkind versprochen.

Schönwig: Eine Familie bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. A. I. u. den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in Geldsorge, um Stellung für arbeitslose Kinder und Erhörnung in anderen Anliegen. Bei Erhörnung Loskauf eines Heidenkinds und Almosen versprochen.

Leugast: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu und zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, um Hilfe in einem schweren Leiden und in verschiedenen anderen Anliegen. Bei Erhörnung jährlich ein Heidenkind.

Es starben im Herrn

Seebach: Bernhard Hils, 28 Jahre eifriger Förderer unserer Mission.

Wurmansquid: Maria Zattler, seit 20 Jahren eifrige Förderin unserer Mission.

Rogau: Maria Gebauer. Son: Anton Poibl. Herrenberg: Johann Obermeyer. Erlach: Xaver Untergehrer. Lippach: Maria Faltermier. Schilling: Georg Fleidl. Forst: Maria Kuchtorfer. Maria Kellner. Wichtal: Ludwig Thaumiller. Wisting: Joseph Härtl. Birkach: Andreas Schmitt. Wildenberg: Frä. Theres Fellermeier. Eggolsheim: Jakob Kügel, Friedrich Ger-

mut, Marg. Fleischmann. Würzburg: Martin Mart. Eien: Wilhelmine Fajbender. Meggen: Emilie Döpp. Würzelen: Frau Schmitz. Harle b. Goosfeld: Ww. Heinrich Brodmann. Marientbaum: Frau Elisabeth Tebrad. Köln: Elisabeth Schleffer. Odilia Schleffer. Koblenz: Helene Dommermuth. St. Georgen: Fr. Josepha Billig. Wien: Fr. Maria Schlabosky. Gmun den: Matthäus Reitenberger. Graz: Fr. Josepha Wagner. Fr. Anna Feis. Wansen: Anna Finster. Agnes Feilbauer. Neihe: Franziska Mitsche. Doblshau: Franz Schwon und Philippine Schwon.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Büchertisch

Professor Dr. Hans Halm: Sowjetrußland von heute. Bericht eines Augenzeugen. Preis nur 65 Pfennig. — Verlag Buchholz & Weichwange GmbH., Charlottenburg II.

Jeder Deutsche hat die Pflicht, sich über die wirklichen Zustände in Sowjetrußland aus seinem Munde aufklären zu lassen. Der Inhalt dieses Buches müßte über alle Sender der Welt gehen. Sehr ist es an der Zeit, Europa zu mahnen, seine heiligsten Güter zu wahren! Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Schrift, die zu hunderttausenden verbreitet werden sollte, entgegen. Jeder, der noch ein paar Mark in der Tasche hat, muß sie kaufen, lesen und weitergeben.

Das Leben Jesu im Lande und Volke Israel. Von Dr. Franz Michel Willam. Mit 33 vom Verfasser selbst aufgenommenen Bildern. 326 Seiten und 21 Tafeln. Geheftet RM. 5.80; in Leinen RM. 7.50. — Freiburg i. Breisgau 1933. Herder.

Die Anlage des Werkes ist eine sehr glückliche. Das Hineinsehen der biblischen Erzählung in das Leben des modernen Orients bringt sie dem Leser nahe und macht den Bericht anschaulich und plastisch. Die Sprache ist schlicht und gut und erhebt sich an manchen Stellen zu klassischer Schönheit. Die Leistung hat mich sehr bezaubert. Ja, gefesselt. Ich freue mich auf das Erscheinen dieser Volksbibel und hoffe, daß sie bei Alerus und Volk viel Anklang findet. Dr. Edmund Kall.

Jesus mein alles! Und alles für Jesus! Für Jesus, die Jesus lieben lernen wollen. Von Vater Epibius, Franziskanermisionar. 64 Seiten, kart. 25 Pfg. — Franziskus-Druckerei Werl i. W.

Vom vorliegenden Büchlein geht nun bereits das 41.— 50. Tausend hinaus ins christliche Volk ein Zeugnis dafür, daß diese einem ganz von Gottesliebe durchglühten Apostelherzen entsprungene Gedanken gezündet haben. Möge dieses Werkchen, das sich besonders als Missionsandenken eignen dürfte, weiter dazu beitragen, daß die in vielen Herzen nur noch schwach glimmende Christusliebe wieder zu helloderndem Brande entzündet werde und Licht hincinstrahle in das Dunkel unserer Tage!

Das schönste der menschlichen Kinder. Begleitet durch die hl. Advents- und Weihnachtszeit. Von P. Siegfried Schneider O.F.M. 64 Seiten, kart. RM. 50. — Franziskus-Druckerei Werl i. W.

Je sichtlicher das Krippenapostolat sich auswirkt, um so mehr bedarf es der religiösen Vertie-

fung und geistigen Durchdringung. Das kleine Büchlein gibt zudem manch feinen und sinnigen Wink für praktische Krippenarbeit.

Krippenfeiern im Heim. Ein Beitrag zur Krippenbewegung. Von P. Athanasius Bierbaum. 30 Seiten, kart. RM. 30 Pfg. — Franziskus-Druckerei Werl i. W.

Die Krippenbewegung, diese lieblichste der Bewegungen, hat machtvoll eingesetzt. Weist sie aber beim Krippenbauen stehen, dann tut sie kaum halbes Werk. Die hier zusammengestellten Krippenfeiern wollen ihren Teil dazu beitragen, daß die Mahnung des großen Krippenreundes Franz von Assisi nicht nutzlos verhallt: „Laßt uns leben das Kindlein von Bethlehem!“

Mehr Andacht zur heiligsten Dreifaltigkeit. Von P. Athanasius Bierbaum. 70 Seiten, geheftet 45 Pfennig. — Franziskus-Druckerei Werl i. W. Ein volkstümliches Andachtsbüchlein zur heiligen Dreifaltigkeit wie das vorliegende begrüßt man um so mehr, je weniger die heiligsten drei Personen im Geheimnis der Dreieinigkeit Gegenstand christlicher Volksgemeinschaft sind.

Laienapostel vor! Apostelschule für Apostel. Von P. Athanasius Bierbaum. 62 Seiten, 14 Bilder, kart. 80 Pfg. — Franziskus-Druckerei Werl i. W.

Höchst zeitgemäß ist das Ziel dieses unscheinbaren Büchleins, das in der Not der Zeit Apostel-seelen erbeten und Apostelgeist erwecken will. Die zwölf geist- und tatprühenden Apostelsköpfe, die in getreuer Nachbildung alter Stiche, dem Büchlein beigegeben sind, haben in Vater Bierbaum einen bewährten Interpreten gefunden.

Der Adventskranz im christlichen Heim. 2. Aufl. 3.—5. Tausend. Von P. Athanasius Bierbaum. 29 Seiten, kart. 30 Pfennig. — Franziskus-Druckerei Werl i. W.

Wer Bierbaums ansprechendes Werkchen liest, wird bestimmt ein Freund des Adventskranzes werden und diesen zu dem machen, was er sein soll und mehr und mehr zu werden berufen ist: das Symbol einer herzinnigen Weihe der heiligen Adventszeit und der gegebene Vorläufer von Krippe und Christbaum.

Bruder Jordan Mai. Ein Leben in Gott. 5. Auflage. 21.—25. Tausend. 64 Seiten, kart. 40 Pfennig. — Franziskus-Druckerei Werl i. W. Das Büchlein erzählt von einem Franziskanerbruder, dessen Name aller Voraussicht nach noch einmal im Heiligenverzeichnis der Kirche prägen wird. Viel verehrt und angeregt ist Bruder Jordan seit seinem heiligmäßigen Tode im Jahre 1922.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

Heilige dein Tagewerk

**Kurze geistliche Lesungen für alle
Tage des Jahres**

in 12 Bändchen. 11.—20. Tausend.

Von D. W. Mut.

1. Januar: Kindheit Jesu-Verehrung

2. Februar: Unser Priestertum

48 S., mit einer Bildbeilage. Preis brosch. 25 Pfg.

Daß wir durch Verausgabung dieser Büchlein das Rechte getroffen, beweist die Höhe der Auflage, mehr noch die fortgesetzten Anregungen aus Kreisen der hochw. Geistlichkeit und des Volkes, die vergriffenen Büchlein neu herauszugeben. In den ersten vier Jahren wurden rund eine Million Büchlein — früher „Kleine religiöse Bibliothek“ genannt — abgesetzt. Möge den neu bearbeiteten unscheinbaren Büchlein ein gleicher Erfolg beschieden sein zur größeren Ehre Gottes und dem Heile der unsterblichen Seelen.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bay.

In Vorbereitung ist die Neuerscheinung:

Komm, Kind, zum lieben Heiland!

**Anleitung zum Empfange der heiligen
Kommunion**

Von KARL SUDBRACK, S. J.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)